STERN UND UNSTERN

Stern und Unstern

Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteuer

Herausgegeben von Tim Klein

*

Sechstes Buch

Ex libris
H. Jungraithmayr

Emin Pascha

Von

Ernst W. Freißler

Mit einem Bildnis Emin Paschas
und einer Karte

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München

Copyr. München C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1925

Dr. Emin Bey

Vorwort

Am 23. Oktober 1875 landete Eduard Schnitzer, ein Deutscher, in Alexandrien: mittellos, mit einer Empfehlung an Chalil-Aga, den Obereunuchen der Vizekönigin-mutter, in der Tasche.

Die Heimat hatte er vierundzwanzigjährig, 1864, verlassen, mit dem Doktortitel, doch ohne das ärztliche Schlußexamen gemacht zu haben. Die folgenden elf Jahre hatte er, stets dem Augenblicke hingegeben, in türkischen Sanitäts- und Verwaltungsdiensten verbracht, in Ämtern, die schnell gewonnene Freunde zum Teil eigens für ihn geschaffen hatten; so z. B. als Quarantänearzt in Antivari.

Die Bindung an den Hausstand eines mächtigen Gönners, Ismail Hakki Pascha, mit dem er vorübergehend Ungnade und Verbannung in Trapezunt teilte, schien dem jungen Arzt bleibendes Vorwärtskommen zu sichern. Des Paschas Tod zerstörte diese Hoffnung, zugleich auch die Beziehung zu der Witwe: Schnitzer war mit ihr und den Kindern fast zwei Jahre herumgewandert, auf der Suche nach einem Erdenfleck, wo sich mit den Resten des Nachlasses, die zu standesgemäßem Leben in Stambul nicht reichten, eine Häuslichkeit gründen ließe, hatte auf dem Balkan gesucht, in Oberitalien, in Südtirol. Vergebens. Der Dame, einer geborenen Ungarin übrigens, lag allzusehr das langgewohnte orientalische Wohlleben im Sinn. Den Freund überfiel die Erkenntnis, daß er

neben der schönen Vergangenheit auch seine Zukunft aufs Spiel setzte, wenn er die Beziehung aufrechterhielt: so verließ er, jäh entschlossen, die Freundin samt Kindern und Dienstboten (insgesamt zehn Personen) in Neisse, wohin er sie zum Besuche seiner eigenen Familie geführt hatte, und reiste unvermittelt allein in den Orient zurück, diesmal nach Ägypten, wohl weil ihm Konstantinopel verschlossen war.

Chalil-Aga war ein mächtiger Mann: fast augenblicks wußte er dem neuen Schützling, neben gewichtigen Empfehlungen, auch Reiseanschluß in den Sudan zu verschaffen, so daß Schnitzer schon am 3. Dezember 1875 in Chartum ankam. Die dortige europäische Kolonie bestand aus wenig Köpfen und nahm den Neuankömmling willig auf, der gründlich gebildet, hochmusikalisch und ein erfreulicher Gesellschafter war. Bei dem Leutemangel in der in Bildung begriffenen Provinz konnte es nicht fehlen, daß eine geschickte Erwähnung bei Gordon Pascha, dem Allgewaltigen, die Anstellung Schnitzers zur Folge hatte.

Anfangs Mai 1876 traf Schnitzer in Ladò, dem Hauptort der Äquatorialprovinz, ein, als Ersatzmann für einen Kairenser Arzt Emin Effendi, dessen Namen er mit dem Amte übernahm.

Knapp zehn Jahre später hallte Europa, hallte die ganze weiße Welt von dem Klange dieses angenommenen Namens wider. Gesellschaften wurden gegründet, deren Millionenkapital größtenteils aus Privatmitteln stammte, Regierungen drohten sich zu entzweien, weiße Männer kämpften sich durch unerforschtes Afrika, um Emin zu retten!

Slatin, Lupton hatte man ohne Hilfe gelassen, Gordon selbst, der Große, war mit Chartum gefallen, zwei Tage, ehe die zögernden Retter ihn erreichten. Junker hatte sich, von Emin weg, allein seinen Heimweg suchen müssen.

Was also lag in dem Manne Emin, daß eine Welt seinetwegen in Aufruhr geriet?

Ein kurzer Blick schon zeigt uns, daß wir die Gründe nicht in ihm selbst suchen dürfen.

Sein Leben, wenn auch äußerlich bewegt genug, läßt doch die großen Ausmaße vermissen, den Wellenschlag, die Gezeiten. Nirgendwo sehen wir den Mann sein Schicksal zwischen die Schenkel nehmen wie ein ungebärdiges Roß und es vorwärtszwingen, erkannten Zielen zu. Doch immer wieder peinliches Verkennen der Zusammenhänge, der Ursachen und Wirkungen.

Wenn auch die Entdeckerjahrzehnte des letzten Jahrhunderts Spannungen in die Gefühle gebracht hatten, die zu raschen Entladungen drängten: niemals konnte der Mann Emin, von Ort und Zeit gelöst, den Gefühls- und Machtaufwand rechtfertigen, der um ihn her entfaltet wurde.

Von Ort und Zeit gelöst: dies der Kernpunkt. Bisher ist nie ernsthaft der Versuch gemacht worden, den Menschen Emin von seinem Ort und seiner Zeit zu lösen.

Die Zeitgenossen haben, mit vielem Lob und manchem Tadel, eine Literatur über Emin erzeugt, die, der Menge nach, die über manch andren Großen übertrifft.

Den Menschen Emin haben sie uns nicht nähergebracht. Sein Bild, immer wieder in wässerigen

Umrissen gezeichnet, verschwimmt in den Farbtönen seiner Umgebung, hebt sich nicht hell von dunklem Hintergrunde ab, zeigt nicht sein Wesentliches: die Tragik des weißen Menschen in Afrika.

Fast allen Lebensbildern Emins ist, bezeichnend genug, die Eigentümlichkeit gemeinsam, daß sie seinen Anfang wie sein Ende entweder ganz im Dunkel lassen oder nur flüchtig, teils wohl auch falsch beleuchten.

Bei seinen Anfängen mag das gerechtfertigt sein, wie wir sehen werden. Sein Ende aber, wuchtig, übermenschlich fast, wie ein Ausklang der tiefen, schweren Chöre, die die antike Tragödie begleitet haben mögen — sein Ende, als Heldentod, Forscherschicksal nicht ohne weiters abzutun.

Daß die Mitwelt ihre Lieblinge oft willkürlich, nicht nach Verdienst wählt, ist eine Binsenwahrheit; eine andere, daß sie ihre Lieblinge oft und rasch vergißt, eine dritte, daß mancher erst zu innerer Größe und Freiheit gefunden hat, als er der Mitwelt aus Augen und Sinn gekommen war.

Auf das Leben eines Weißen unter Weißen mögen die drei Wahrheiten alle zutreffen und es doch nicht über den Rahmen unserer zivilisationsmüden Zwergenwelt hinausheben.

Anders bei Emin: der stand, wenn auch durch seine weiße Welt und ihre Zeit bedingt, allein im weiten Afrika. Da konnte das Schicksalspendel voll ausschwingen, von Ewigkeit zu Ewigkeit, daß uns in diesem einen kurzen Leben sein Schlag hörbar wurde.

Verschieden mögen die Triebkräfte sein, die von der glattgeschliffenen Oberfläche der weißen Kulturwelt ein Teilchen absplittern, es hinausschleudern ins Weite, Dunkle. Doch mag ein solches Teilchen noch so namenlos, unbeachtet, mißachtet vielleicht, im Schoße des Mutterbodens geruht haben —: hinausgeschleudert, ins Blutfremde, bekommt es Gewicht und Gehalt, wird, über jedes Eigenschicksal hinaus, Bannerträger seiner alten Rassen- und Blutsgemeinschaft, wird zum weißen Menschen.

In einzelnen hat sich die Wandlung vom namenlosen Untertan zum Träger letzter Verantwortung bewußt vollzogen. In ihren Namen verkörpern sich die lichten Ausstrahlungen unseres Kulturkreises. Für den Zeitabschnitt, den wir vor Augen haben, gehören Gordon hierher und Dr. Peters, Wißmann auch und Lettow-Vorbeck.

Anderen wieder waren die Knechtseelen nicht als Gefäß für Herrentum geschaffen: sie platzten von der jähen Wichtigkeit, wie Tiefseetiere, die ein Fischer an freie Sonne emporzieht. Für ihr Gebrechen haben wir den Namen Tropenkoller erfunden.

Der große Rest schmilzt draußen wieder zur namenlosen Herde zusammen, unwichtig im Leben wie im Sterben.

Emin ist in keine der drei Gruppen einzureihen: Von der Herde scheidet ihn seine hohe wissenschaftliche Begabung — von den ganz Großen seine Lebensfremdheit. Der Dünkel lag ihm wohl nahe genug, doch ließ die trockene Gemessenheit seines Wesens allzu üppige Auswüchse nicht zu.

Die Gründe, die ihn von der Heimat forttrieben, lagen nur zum geringsten Teil in ihm, waren fast durchweg rein äußerlicher Art. Fort mußte er — und überließ sich der Strömung. Daß die ihn nach Afrika führte, nicht sonst wohin, lag an der Strömung, nicht an ihm.

Als Vertreter eines Kulturkreises hat sich Emin lange Zeit nicht gefühlt. Sein Übertritt zum Islam zeigt, wie wenig Sinn er für scharfe Scheidung hatte. Auch hatte er lange Zeit an die Möglichkeit einer Verbrüderung zwischen Weiß und Schwarz geglaubt. Findet sich doch in seinem Tagebuch kurz vor seinem Tode noch die Eintragung: „... und obgleich es recht sehr peinlich ist, von höheren und niederen menschlichen Rassen zu sprechen, kommt man doch hier stark in Versuchung dazu ...“

Damals, im September 1891, saß er im tiefsten Urwald, zwischen Zwergen und Menschenfressern, nackten, heimtückischen Wilden.

Und er ist seinem Schicksal doch nicht entgangen. Die weiße Welt hat ihn nicht losgelassen.

Daß ihm diese Bindung nicht bewußt wurde, daß er zu stehen meinte, wo er doch gehalten war, daß er sich erhaben fühlte, während man ihn nur erhoben hatte — das macht die besondere Tragik seines Lebens aus.

Sie anschaulich zu machen, war der Hauptzweck dieses Buches. Um ihn zu erreichen, mußte von vornherein weiter ausgeholt werden, als es beim Lebensbild eines Menschen nötig gewesen wäre, der nicht so ganz und gar in seiner Zeit verstrickt war wie Emin.

Es mußte aber auch die Form der freien Erzählung oft verlassen und dazu übergegangen werden, Urteile und Schilderungen von Männern einzuflechten, die Emins Schicksal entweder geteilt oder aus nächster Nähe mitangesehen haben. Die Gefahr, hierdurch gelegentlich langatmig zu wirken, schien geringer als die andere: bei freier Wiedergabe das Gewicht einzelner Zeugnisse nicht haargenau zu treffen und dadurch ein Charakterbild, das vor allem geschichtlich und menschlich wahr sein sollte, in den Verdacht willkürlicher Deutelei zu bringen.

Daß die Augenzeugen sich untereinander, sogar sich selbst so häufig widersprechen, schien ein Grund mehr, ihre Aussagen wörtlich anzuführen. Denn gerade der Umstand, daß Männer, auf die ihre weiße Heimat mit Ehrfurcht blickte, in Afrika falsch sehen, irren und schwanken lernten, bot eine der Hauptstützen für den Grundgedanken dieses Buchs: Daß Afrika dem weißen Menschen von Grund auf Feind ist und, wenn es ihn nicht töten kann, ihm an der Seele Schaden tut.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, bekommt der Mensch Emin neue Bedeutung, tritt aus der Reihe der „Pioniere des Ostens", erscheint uns auf einem Leidensberg, hoch über der Niederung.

Ihm war es gesetzt, die Fehler seiner Zeit ganz zu den seinen zu machen und in seinem einen Leben die Sühne dafür als bitteres Schicksal zu tragen. Sein Leben wie sein Tod gehören nicht ihm selbst an: sie sind Leben und Tod des weißen Menschen in Afrika.

Jugendjahre in Deutschland

Selbst der ausführlichste unter den vielen Biographen, Georg Schweitzer, läßt einige Lücken offen, ohne übrigens ein Hehl daraus zu machen, daß die mit Stillschweigen übergangenen Ereignisse minder erfreulicher Art waren. Die Tatsache aber, daß der Jüngling Schnitzer sich mit manchen europäischen Gesellschaftsbegriffen in Widerstreit setzte, mag ruhig betont sein, da sie dem Toten, der später sein Schicksal in den Weiten Afrikas suchte und fand, nicht zur Unehre gereicht und dabei für die Beurteilung des Gesamtbildes wertvolle Fingerzeige bietet.

Eduard Carl Oscar Theodor Schnitzer, geboren am 28. März 1840, stammte aus einer Kaufmannsfamilie, die zunächst in Oppeln, hernach in Neisse ansässig war. Beides sind kleine Städtchen, im freudeärmsten Teile des preußischen Schlesiens gelegen.

Zu Neisse machte der junge Schnitzer das katholische Gymnasium durch, was insofern Beachtung verdient, als der Knabe, sechsjährig übrigens, evangelisch getauft worden war.

Bemerkenswert aus der Schülerzeit ist das frühe Auftreten des Schreibdranges sowie die ausgesprochene Vorliebe für die Naturwissenschaften.

Im Jahre 1858, drei Jahre nach der Konfirmation, bestand Schnitzer das Abiturientenexamen und bezog die Universität Breslau, wo er zunächst bei der Burschenschaft Arminia aktiv wurde.

Schon am 8. Juli 1859 meldet er jedoch seiner Mutter den vollzogenen Austritt und erwartet ihre Zustimmung für den bewiesenen Lebensernst. Ob er tatsächlich ganz aus freiem Antrieb handelte, mag dahingestellt bleiben. Dreißig Jahre später, als sein Name in aller Munde war, hat ihn die Burschenschaft übrigens wieder gerne unter ihre alten Herren gezählt.

Aus den Universitätsjahren ist festzuhalten, daß Schnitzer sich überall bei seinen Lehrern ausgesprochenen Wohlwollens zu erfreuen hatte. Die Gründe, warum er seine Studien trotzdem nicht zum regelrechten Abschluß brachte, sind im einzelnen nicht feststellbar. Zweifellos hatte der ungesunde Ehrgeiz dabei eine Rolle gespielt, allzu rasch eine Praxis zu eröffnen oder „ins Verdienen zu kommen".

Schon nach Ablegung der ersten Staatsprüfung, des Physikums, erwähnt Schnitzer selbst „acht bis zehn Krankenbesuche täglich und drei bis vier Leute, die ihn in seiner Sprechstunde konsultieren".

Es liegt auf der Hand, daß selbst die weitherzige Auffassung jener Zeit ein so junges Semester nicht ohne weiteres als Arzt gelten lassen konnte.

Da in Schnitzers Briefen mehrfach auch Schwierigkeiten bei Erlangung des Einjährigenrechtes erwähnt werden, so hat es tatsächlich den Anschein, als hätte der vorschnelle Beginn der Praxis ernste Unannehmlichkeiten zur Folge gehabt.

Schnitzer unterbrach denn auch die Berliner Studienzeit durch eine Reise oder sagen wir viel-

leicht: durch eine Abwesenheit, nach deren Beendigung er an seinen Vater einige Sätze schreibt, die durch Selbsterkenntnis denkwürdig sind: „Meine Eitelkeit, die ich sehr gerne zugestehe und die, durch einige gute Erfolge erhöht, von allen Seiten genährt wurde, brachte mich zu einem Verkennen meiner Stellung, einem Wirken, das mir völlig unangemessen war, wie ich heute allerdings recht wohl einsehe. Ein erwachender Gedanke von Scham teilweise, von Eigensinn andrerseits, trieb mich zu meiner vorjährigen Reise — ich sehe es heute anders an!"

In wenigen Sätzen nimmt hier Schnitzer selbst hellsichtig sein künftiges Schicksal vorweg. — Wie oft und wie gründlich hat er auch nachher noch immer wieder seine jeweilige Stellung verkannt! Hier bietet sich, wie nirgends sonst, ein Schlüssel zu manchen Spannungen der Mannesjahre.

Daß er dem ärztlichen Doktorexamen so lange nicht die Schlußprüfung folgen ließ, führte zu immerwährenden Auseinandersetzungen mit der Familie. Immer wieder setzte er sich Termine, die er immer wieder nicht einhalten konnte. Wiederholte Andeutungen von Schwierigkeiten bei der Zulassung legen abermals die Vermutung nahe, daß seine frühe Praxis ihm weit mehr geschadet als genützt hatte.

Hiefür spricht auch der ganz unvermittelte Abbruch seiner Studien. Denn während er noch am 12. Oktober 1864 seinem Vater aus Berlin schrieb, daß er „in nächster Woche" die nötigen Schritte zu tun gedenke, um das Staatsexamen zu beginnen und möglichst noch vor Weihnachten zu be-

enden, sehen wir ihn vier Wochen später, am 11. November, schon in Laibach, wo er sich für die mexikanische Armee des Kaisers Maximilian anwerben lassen will.

Schweitzer spricht sich über die Gründe nicht aus, deutet nur an, „die Verhältnisse scheinen doch derartig gewesen zu sein, daß andere Verwandte es für geraten hielten, Schnitzer stelle sich irgendwo auf eigene Füße, wozu sich ihm allerdings in Deutschland wenigstens vor der Hand noch keine Gelegenheit bot. So unterstützten sie den Scheidenden noch mit geringen Mitteln."

Vita Hassan, Emins späterer Freund und Apotheker, schreibt in seinen Erinnerungen: „Als Dr. Schnitzer aus Gründen, die ich für ehrenwert halten zu dürfen glaube, seine Heimat verließ ..." Das mag ein Bärendienst sein, weil verschnörkeltes Lob meist schlimmer wirkt als glatter Tadel. Festzuhalten ist jedenfalls, daß dem jungen Schnitzer die Enge der Heimat erst schmerzhaft fühlbar werden mußte, ehe seine Sehnsucht nach Weite zum Durchbruch kam.

In türkischen Diensten

In Laibach scheint Schnitzer, wie er selbst erzählt, trotz anfänglicher „beruhigendster Versprechungen" abermals Schwierigkeiten gefunden zu haben, als Arzt oder Einjähriger anzukommen, weshalb er verärgert als gemeiner Jäger zwanzig Gulden Handgeld nahm. Doch auch dies scheiterte an dem Einspruch seines „einzigen Widersachers", des Hauptmanns und Regimentsarztes Dr. H., der ihn für untauglich erklärte.

Schnitzer selbst erzählt, daß er daraufhin „trotz der Opposition seiner lieben Freunde" — und er nennt sechs Offiziere der jungen Armee — das Handgeld zurückgab und den Schwur annullieren ließ. Danach habe ihn „ein lieber, guter Freund", Oberleutnant Kromp vom österreichischen Infanterie-Regiment Nr. 8, das in Laibach stand, „aufs Land entführt". Späterhin hätten sich „die andren Freunde seiner Abreise widersetzt, weil sie immer noch auf eine Ausgleichung hofften". Doch Schnitzer blieb fest. Nach einem großen Abschiedssouper verließ er Laibach.

Wir wollen festhalten: Er war achtzehn Tage dort gewesen. Daß ihm diese kurze Zeit hingereicht hat, sich so viele liebe und gute Freunde zu schaffen, bleibt bemerkenswert. Die Gabe, rasch Anschluß zu finden, werden wir noch oft an ihm zu bewundern haben.

Am 29. November langte er in Triest an. Er dachte rasch als Schiffsarzt unterzukommen, sah

sich darin aber enttäuscht und mußte sich in der Zeit bis zum Eintreffen der erbetenen elterlichen Hilfe mit einem Erwerb behelfen, den er selbst, etwa Mitte Dezember, also schildert: „Ich hatte mich sofort nach einer Stellung hier umgesehen und eine solche im Atelier eines hiesigen Chirurgen glücklich gefunden: ich habe dieselbe auch noch inne und werde bis Sonnabend, wo ich, so der liebe Gott will, von hier zu Schiffe nach Konstantinopel gehe — diesmal bestimmt, da ich die Mittel habe — in derselben verbleiben. Es ist damit eigen: wir sind in einem offenen Laden in der Via del Arquefredde und lassen zur Ader, schröpfen, verkaufen Zahnpulver, ziehen Zähne u. dgl. m."

In Deutschland nennt man solche Leute Bader. Der Entschluß: keinesfalls nach Deutschland zurück! war aber doch so stark in ihm, daß er ihm nicht nur die untergeordnete Tätigkeit erträglich machte, sondern, um nur weiterzukommen, sogar den Plan naherückte, die Reise nach Stambul, da das Geld nicht reichte, nur zum Teil auf dem Dampfboot, zum größeren Teil aber zu Fuß mitten durch die Türkei zurückzulegen, wobei unterwegs „Praxis und Medizinverkauf die Mittel zum Weiterkommen liefern sollten". Bei einem Manne, der sich über den Wert des deutschen akademischen Grades eines Doktors der Medizin so sehr im klaren war, daß er sogar die Briefe an die nächsten Verwandten als Dr.... unterfertigte (wie früher schon als stud. bezw. cand. med.), gibt dieses Herabsteigen von erkannter Höhe gewiß zu denken.

Am 17. Dezember verließ er Triest. Eine Zufallsbekanntschaft an Bord des Dampfers brachte

ihn auf den Gedanken, in Antivari sein Glück zu versuchen, wo er am 21. Dezember 1864 an Land ging. Damals war er im Herzen noch so ganz Mitteleuropäer, Kulturbringer, daß es ihm, nach eigener Angabe, einen Entschluß kostete, sich bei der Landung „von einem schmutzigen Türken Huckepacke ans Land tragen zu lassen, gegen Vergütung von 1 Piaster (10 Kr.)". In der Stadt hatte er, der Landessprache unkundig, Paßschwierigkeiten: „Ich pantomimte also vor 20 Soldaten, die den Franken anstarrten und fürchterlich nach Knoblauch stanken, mit diesem Jüs-Bashi, der nur türkisch konnte."

Es ist unendlich bezeichnend für den Menschen Schnitzer, wie schnell dieser Europäerhochmut sich ins Gegenteil verkehrte. Denn schon ein Vierteljahr später schreibt er nach Hause: „Um die Mittagszeit halten wir alle, Türken, Zigeuner und Christen, unseren Kjef (Siesta), der zwei bis drei Stunden währt," wobei die Reihenfolge der Glaubensbekenntnisse bestimmt nicht zufällig ist. Und bald darauf:

„Ich bin so braun geworden, daß ich gar nicht mehr europäisch aussehe, und der Fez und die Tracht vermehren das Fremdartige. Weißleinenes Beinkleid (gelbliche russische Leinwand), statt Hosenträger eine rote, seidene Binde, drei- bis viermal um den Leib geschlungen, mit gefransten Enden, weißes Hemd, leinener Rock, Fez mit langer Quaste, großer Schnurrbart: da habt Ihr mein Bild einstweilen, bis der Photograph kommt."

Übrigens faßte er in Antivari überraschend schnell festen Fuß. Wenn auch die europäischen

Kolonien jener verlorenen Küstenorte sehr klein waren und jeden Neuankömmling, der ein wenig Abwechslung zu bringen versprach, freudig und unbesehen aufnahmen, so bleibt es doch erstaunlich, daß es Schnitzer in knapp einem halben Jahre gelang, sich eine auskömmliche Stellung zu sichern, die, wie er selbst betont, eigens für ihn geschaffen worden war. Es klingt aber vielleicht nach einer gewissen Überschätzung seiner Amtsbefugnisse, wenn er nach Hause schreibt: „Gestern habe ich von Herrn von Lichtenberg die Anzeige erhalten, daß im Frühjahr ein Kgl. preußisches Kriegsschiff hierher kommen wird, um das Mittelmeer zu bereisen; mögen sie willkommen sein auf türkischem Boden; was ich tun kann, werde ich gewiß für sie tun."

Aus dieser Zeit stammen die Anfänge seiner Beziehungen zu Ismail Hakki Pascha, die für das nächste Jahrzehnt seines Lebens von so ausschlaggebender Bedeutung sein sollten. Er behandelt in der Familie des Paschas, wird auch mehrfach nach Skutari berufen, um die Regierung in Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege u. ä. zu beraten.

Die Muße, die ihm seine Amtstätigkeit in reichem Maße ließ, füllte Schnitzer mit naturwissenschaftlichen Studien, über deren Ergebnisse er an deutsche und europäische Blätter und Institute fortlaufend berichtete, sowie mit Erlernung der hauptsächlichsten Landessprachen, wobei ihm sein bedeutendes Sprachtalent gut zustatten kam. Doch wächst die Sehnsucht, aus dem verlorenen Flecken Antivari hinauszukommen. Er schreibt hierüber: „Meine hiesigen Freunde und Bekannten jammern beim

bloßen Erwähnen des Fortgehens; ich kann aber auch auf meine medizinischen Leistungen hin stolz sein. Wenn der fortgelaufene Mediziner soviel leistet, was hätte er nach ordentlicher Durchbildung geleistet?"

Am 25. Mai 1867 war Schnitzer von der K. K. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien zum Mitgliede ernannt worden, was er selbst eine Ehre nennt, „die ich nicht gesucht, auf die ich aber einigermaßen stolz bin".

Ende 1867 legte Schnitzer die Stellung als Quarantänearzt nieder, trat aber schon anderthalb Jahre später wieder in türkische Staatsdienste, und augenscheinlich nicht ungerne, denn er begnügte sich sogar mit geringerem Gehalt.

Von da ab wird sein Leben wenig übersichtlich, er scheint in mancherlei Diensten Verwendung gefunden zu haben, wie er selbst sagt, auch als „politischer Agent". Daß er sich eine Zeitlang als türkischer Beamter seine Briefe ans russische Konsulat nach Skutari schicken ließ, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Seine Beziehungen zu den europäischen Tagesblättern dehnten sich immer weiter aus. Daß zu gleicher Zeit seine Briefe in die Heimat seltener wurden, erklärt sein Biograph Schweitzer damit, daß Schnitzer eben „seine Berichte einer Zeitung zur Verfügung stellte". Sein wissenschaftlicher Ruf festigte sich immer mehr. Ende 1869 erwähnt er eine ehrenvolle Aufforderung der „Société Asiatique" in Paris, sich an ihren Arbeiten zu beteiligen. Im August 1870 wird er von der Würzburger Anthropologischen Gesellschaft zum Mit-

gliede ernannt und bemerkt dazu, es sei dies die fünfte gelehrte Gesellschaft, der er angehöre.

Während der Jahre in Antivari tritt aber noch eine Seite von Schnitzers Wesen in Erscheinung, die eingehende Beachtung verdient: er zeigt sich völlig unfähig, den Begriff Krieg zu erfassen, den Krieg als Gottesgericht, das von den Völkern angerufen oder von Gott verhängt werden kann, den Krieg, der Haß oder Jubel wecken darf, doch niemals oberflächliches Gewitzel; dabei ist er durchaus nicht Kriegsgegner! Vom Aufstand in Cattaro, 1869, weiß er nur zu sagen: „Inzwischen kann ich Dich versichern, daß wir hier so friedlich leben, wie immer, wenngleich der Wind Tag für Tag uns die Kanonen- und Gewehrsalven aus dem nahen Distrikte von Tuppa herüberträgt. Die Kerle fechten ganz verzweifelt tüchtig und machen den Österreichern das Leben sauer ... Ich war mit unserm Caimakam (Zivilgouverneur) an die Grenze beordert, wir haben einen hübschen Kordon organisiert und uns den Spaß von weitem angesehen. Es war eine Lust, wie die Ungarn die Schweine aufspießten und die Oliven anzündeten, um braten zu können."

Das klingt wenig erbaulich. Völlig unverständlich aber ist es, daß er diese spöttische Überlegenheit des unbeteiligten Zuschauers auch beibehält, als, 1866 und 1870/71, sein Vaterland um die Vorherrschaft kämpft. Die Seeschlacht bei Lissa wird kaum, die Schlacht bei Königgrätz gar nicht erwähnt, wohl aber die innere Unberührtheit ausdrücklich betont: „Es war dies eine eigene Position in des Konsuls Hause: ein italienischer junger

Geistlicher (Napolitano), ein Preuße (ich) Hand in Hand und als dritter ein österreichischer Konsul! Und doch ist alles ohne ein böses Wort abgelaufen."

Im selben Briefe, kaum einige Zeilen später, bekundet er die Absicht, im Winter einmal zwei Tage nach Ragusa zu gehen: „Dann soll ein getreues Abbild meine erste Sorge sein! Wir haben jetzt unsere Uniformen erhalten und obgleich sie mir geschmacklos erscheinen, so werden sie allgemein bewundert..."

Dem gleichen Gemütszustand scheint auch der Gedanke einer „Siegesfeier" im Jahre 1870 entsprungen (10. September 1870): „In diesen Tagen denke ich nach Ragusa zu gehen, wo ich mit Herrn v. Lichtenberg die deutschen Siege in deutschem Wein, d. h. Rheinwein, feiern will. Wir hatten verabredet, daß dies erst nach der Einnahme von Paris geschehen sollte, inzwischen scheint sich das hinzuziehen, und so will ich denn lieber jetzt, wo ich Zeit habe, daran denken."

Im Dezember 1870 meldet er die Rückkehr nach Antivari, und zwar auf den früheren Posten eines Hafen- und Quarantäne-Arztes, diesmal aber mit ministerieller Genehmigung. Wenn Schweitzer als Grund für seine Wiederanstellung in Antivari „eine Eingabe der Bevölkerung" angibt, so dürfte das eine fromme Übertreibung sein; denn da er seinerzeit selbst die völlige Beschäftigungslosigkeit beklagt hatte, so bestand für die Bevölkerung kaum ein Grund, ihn zurückzuerbitten. Vor allem aber war es unter dem türkischen Regiment nicht Brauch, etwaigen „Eingaben" der Bevölkerung ohne weiteres zu willfahren. Im Gegenteil.

Mag nun aber die Bevölkerung Antivaris nach ihm verlangt haben oder nicht — keinesfalls konnte sie sich der Anwesenheit ihres Quarantäne-Arztes lange erfreuen. Sein Briefwechsel mit der Heimat weist eine Lücke von einem vollen Jahre auf — Januar 1871 bis Januar 1872 —, für die jede Erklärung fehlt. Sein erster Brief nach der langen Pause stammt aus Trapezunt und enthält nebst der Bitte, nach dem Grunde des Schweigens nicht zu fragen, die Feststellung, daß Schnitzer selbst „in einem türkischen Harem nie sein Lebensziel vermutet hätte", sowie die weitere: „Ich bin mit Ismail Hakki Pascha und den Seinen hier und es geht uns trotz allem, was wir zusammen durchgemacht, recht gut."

Als seine neue Adresse nennt er: Monsieur le Docteur Hairoullah Effendi auprès de S. Exc. le Maréchal Ismail Pascha à Trébizonde.

Das könnte an sich nebensächlich scheinen — bezeichnend aber ist, was er über den Namenswechsel usw. sonst zu sagen weiß. Drei Stellen aus Briefen an seine Mutter kommen hier in Betracht. Die erste vom 21. Februar 1872: „Glaube mir, trotzdem, daß ich mich nun völlig naturalisiert und sogar die Namens-Maske angenommen, es wird mir doch manchmal ganz bange um Euch Alle, und die Heimat kann selbst durch alle Ehren- und Gunstbezeugungen nicht in den Hintergrund gedrängt werden."

Die zweite aus dem gleichen Schreiben, weiter unten: „Mache Dir keine Sorgen, ich bin nicht Türke geworden; weil aber das ganze Land hier türkisch ist und nur wenige Christen existieren, die

alle sehr untergeordneten Ranges sind, habe ich den türkischen Namen adoptiert, um nicht durch allerlei Fragen über Herkunft etc. fortwährend belästigt zu sein ..."

Die dritte und weitaus wichtigste aber aus dem Briefe vom 5. Juni 1872: „Aber um Gottes willen, liebe Mama, was hat Dich zu der Annahme gebracht, daß ich ein regelrechter Türke geworden sei? Vielleicht der geborgte Name? Sei ruhig darüber; bis heute ist es eben nur ein angenommener Name, um mir den Verkehr unter und mit den Türken zu erleichtern; was geschehen wird, läßt sich freilich nicht sagen, weil das eben außer aller menschlichen Berechnung liegt. Jedenfalls sei versichert, daß ich trotz der wenigen Sympathien für die bestehenden Religionsformen doch nur nach reiflichem Nachdenken und nur, wenn es mir Nutzen brächte, mich dazu verstehen würde. Also keine Sorge! Zwar ist diejenige Person, welche mir nach dir am liebsten ist, wohl Türkin, aber nicht so fanatisch für ihren Propheten begeistert, daß mein Glauben oder Denken unsere Verhältnisse beeinträchtigen könnte."

Ungeachtet dieser Versicherungen scheint aber der Glaubenswechsel Schnitzers dennoch in jene Zeit zu fallen, denn im Sudan kam er wenige Jahre später als überzeugter Moslem an, ohne daß der Übertritt vorher ausdrücklich erwähnt worden wäre.

Über die Stellung Schnitzers im Hause des Paschas ist zu sagen, daß er vom behandelnden Arzte allmählich zum unentbehrlichen Freunde geworden war. Der Pascha, Ende 1870 neuerlich Gou-

verneur von Nord-Albanien, war schon Anfang 71 in Ungnade gefallen und auf seine Ländereien nach Trapezunt verbannt worden.

Diese Verbannung scheint übrigens der antiken Schrecken entbehrt zu haben, denn Schnitzer erwähnt, daß neben der engsten Familie des Paschas, der Frau und vier Kindern, sechs Tscherkessensklavinnen, eine Wiener Köchin und fünf Diener zum Hausstand gehörten, daß die Besitzung des Paschas eine halbe Stunde vor der Stadt auf einem Hügel lag und daß die umliegenden Berge prächtige Jagdgelegenheit boten.

Am 10. September 1872 berichtet Schnitzer seiner Schwester, daß es seinen persönlichen Bemühungen in Konstantinopel gelungen sei, die Rückberufung des Paschas zu erwirken. Dies könnte auf sehr gewichtige und einflußreiche Beziehungen des jungen Arztes schließen lassen; dieser Schluß verliert aber an Wahrscheinlichkeit durch die weitere Tatsache, daß er, nach der Übersiedlung nach Konstantinopel mit der Familie des Paschas, mehr als vier Monate braucht (von Ende September 1872 bis Mitte Februar 1873), um eine Stellung am Marine-Hospital „mit vorläufig 1500 Piaster Gehalt" zu finden, was etwa zweihundertfünfzig Mark entspricht und für Konstantinopel kein überragendes Einkommen war. Allerdings betont er selbst: „Dabei wohne ich nach wie vor beim Pascha und bin jetzt noch ungebundener wie früher. Gebe nur der liebe Gott, daß wir recht bald von hier fortgingen, dann wäre ich schon zufrieden."

Endlich, im Juni 1873, wurde Ismail Hakki

Pascha wieder in den Staatsdienst eingestellt, und zwar als Gouverneur von Janina, wohin er sofort abreiste, während Schnitzer mit der Familie am 1. Juli 1873 Stambul verließ und am 8. Juli 1873 in Janina eintraf. Er schreibt darüber an seine Schwester: „Das Land, welches der Verwaltung des Paschas anvertraut ist, ist durch seine klassischen Reminiszenzen wohl bekannt und außerdem einer der reichsten und ergiebigsten Teile des Reiches. Es ist demnach unser aller feste Absicht, uns endlich einmal die Taschen gründlich zu füllen (!), um bei einer etwaigen Abberufung etwas zum Leben zu haben. Gott gebe, daß unsere Hoffnungen uns nicht trügen. Dann wird alles noch gut werden. Ich habe natürlich meine Stelle am Hospital Haidar Paschas in Konstantinopel aufgegeben und bin dafür durch die außerordentliche Güte des Kriegsministers, der mit unserem Pascha eng liiert ist, mit einem Gehalte von 2000 Piaster monatlich zu persönlicher Dienstleistung zum Pascha hieher kommandiert worden, wo ich absolut nichts zu tun habe. Essen, Wohnung, Bedienung, Wäsche, Sorge für mein Pferd habe ich im Hause des Paschas."

Als Adresse nennt er nun wieder seinen richtigen Namen „Mr. le Docteur Ed. Schnitzer" und bemerkt noch am 14. August: „Alle Rechnungen, alle Korrespondenzen, alle Vertrauens-Angelegenheiten des Paschas sind in meinen Händen, und da den ersten jeden Monats Rechnung und Auszahlung ist, denke Dir, was zu tun ist."

Diese schöne Häuslichkeit fand mit dem Tode des Paschas im Spätherbst 1873 ein jähes Ende.

Schnitzer ging mit der Witwe und den Kindern nach Stambul, um den Nachlaß zu regeln, von da, wie schon erwähnt, auf Umwegen nach Neisse, wo er im Frühjahr 1874 eintraf.

Die Eltern reisten zur Erholung ins Bad, weshalb Schnitzer am 8. Juli seiner Mutter schriftlich zum Geburtstag Glück wünschen mußte: „Daß ich Dir alles nur Ersehnbare wünsche und vom lieben Gott Zufriedenheit und Gesundheit für Dich erflehe, ist wohl so selbstverständlich, daß es keiner Darlegung braucht."

Zur Zufriedenheit seiner Mutter dürfte es aber doch kaum nennenswert beigetragen haben, daß der Sohn kurze Zeit darauf erst nach Breslau und von dort stillschweigend nach Ägypten abreiste und die türkische Witwe mit Kindern und Dienerschaft im Elternhause zurückließ.

Die Freundin und ihre Kinder hat Schnitzer nicht wiedergesehn.

Der Sudan und der Mahdi

Bevor wir nun in der Schilderung von Emins Schicksal fortfahren, erscheint es unerläßlich, mit wenigen Strichen den Hintergrund zu umreißen, von dem sich Emins Lebenswerk abheben soll.

Dieser Hintergrund ist der ägyptische Sudan im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Der Nordrand dieses Landstrichs, das Stromgebiet des weißen Nils und die Bajuda-Wüste, wurde unter der Regierung des Khedive Mohamed Ali Pascha um 1820 erobert. Weitere Kriegszüge, zum Teil unter europäischen Anführern, dehnten die ägyptische Herrschaft bis fast zum Äquator aus. Während es aber gegen den Äquator zu eine Menge meist kleinerer Negervölker zu unterwerfen galt, deren manche zwar kriegerisch und eigenwillig, doch durch Stammeshader an geschlossenem Widerstand gehindert waren, hatte man es im Norden mit der wesentlich einheitlicheren Front der Sudan-Araber zu tun, die sich zwar auch in vielerlei Stämme gliederten, den Eindringlingen aber doch das Band des gemeinsamen Glaubens und ein gehobenes Rassenbewußtsein entgegenzustellen hatten. Das Unabhängigkeitsgefühl der einzelnen Stämme war immerhin stark genug, um zu verhindern, daß sie sich frühzeitig zu einem gemeinsamen Führer bekannten. Der Glaube kam zunächst nicht ins Spiel, denn der ägyptische Eroberer war Moslem und Statthalter des Großherrn in Stambul. Auch blieb, nach der ersten Eroberung, die

Wüste weit und frei, und die neue Herrschaft drückte kaum.

Das änderte sich, als der Khedive bei seinem Besuch in Chartum, 1840, die Sklaverei aufhob, den Sklavenhandel verbot und fast gleichzeitig den Elfenbeinhandel als Regierungsmonopol erklärte.

Diese Maßnahmen, besonders die beiden ersten, erlassen in dem europäisch-fortschrittlichen Geiste, der damals in Ägypten platzzugreifen begann, fanden das begeisterte Lob der weißen Kulturwelt. Man konnte oder wollte nicht einsehen, daß damit ein Dilemma geschaffen wurde, das eine gütliche Lösung nahezu ausschloß — tatsächlich bis heute auch nicht gefunden hat.

Wir müssen bei dem Gegenstand ein wenig verweilen, weil hier der Schlüssel zu den Vorgängen liegt, deren Schauplatz Afrika bald darauf geworden ist.

Die ganz allgemeine Frage: ob „der Herrenmensch" zu seiner notwendigen Ergänzung „den Sklaven" brauche, sich mit der Abschaffung, Befreiung des Sklaven also den Nährboden entziehe, diese Frage ist hier so wenig zu erörtern, wie die andere: ob eine noch so tiefreichende sittliche Erkenntnis ein Volk, eine Rasse ermächtige, diese Erkenntnis anderen minder einsichtigen Völkern oder Rassen, etwa auch mit Gewalt, mitzuteilen.

Sondern es geht uns hier lediglich die eine Frage an: ob „die Sklaverei" tatsächlich nur eine so oberflächliche Wucherung auf dem Riesenleibe Afrikas darstellte, daß sie mit einem glatten Schnitte zu beseitigen war. Und diese Frage ist ganz unbedingt zu verneinen. Die Sklaverei war durch ganz

Afrika so verbreitet, so mit dem Land verwachsen, daß nur eine sehr behutsame, sehr zielsichere Hand es unternehmen durfte, die Fäden zu lösen, ohne Schaden im Gewebe anzurichten. Diese Hand fehlte zunächst. Auch schien „Behutsamkeit" den „Wilden" gegenüber nicht der Mühe wert. Es sollte durchgegriffen werden.

Doch auch dazu fehlte die Hand, und zwar nicht nur wegen der unendlichen Weite des neuen Landes. Denn in den Siegern, die es zunächst unternahmen, das Licht reinerer Menschlichkeit in die Finsternis zu tragen, war die „Aufhebung der Sklaverei" keineswegs zur Idee erstarkt, die ihrem Tun religiösen Antrieb, Inbrunst und Stoßkraft gegeben hätte. Nicht nur unter dem Zwang der Verhältnisse, sondern aus eigner Bequemlichkeit machten sie immer neue Zugeständnisse, und das Verbot der Sklaverei diente zunächst nur dazu, den Preis des „schwarzen Elfenbeins" höher zu treiben. (Eine Folge von „Verboten", die sich auch bei der amerikanischen „Prohibition" pünktlich eingestellt hat.)

Gegen wen richtete sich nun das Verbot — wer hatte Nutzen davon?

Da ist zunächst zu unterscheiden zwischen dem Sklavenhandel, der mit rohester Gewalt die „Ware" in Afrika „erwarb" und außer Landes führte, und zwischen der seit unvordenklichen Zeiten bestehenden innerafrikanischen Einrichtung der Sklaverei überhaupt.

Träger des Sklavenhandels waren die erwähnten Araberstämme, die seit Jahrhunderten im Lande saßen und im Sklaven- und Elfenbeinhandel

ihren Haupterwerb sahen. Da der Koran die Einrichtung der Sklaverei gelten läßt, und dem Moslem der heidnische Neger kaum besser als das Tier erschien, so fehlten religiöse wie sittliche Hemmungen gegen den Menschenschacher. Das neue Verbot, so unbestreitbar gerechtfertigt es in diesem Falle europäischen Augen auch erscheinen mochte, wirkte bei den streitbaren Wüstenstämmen nur aufreizend, als empörender Eingriff in ihre alten Rechte, und dies um so mehr, als die Eroberer selbst das Verbot kaum achteten, und die Nachfrage nach Menschenware bis weit in die Türkei hinein bestehen blieb.

Die Monopolisierung des Elfenbeinhandels durch die Regierung tat ein übriges, um den ungestörten Wohlstand zu untergraben, dessen sich die Stämme zu erfreuen gehabt hatten.

Die „sittlichen Gegenwerte" aber blieben aus. Abgesehen davon, daß sie dem unbeugsamen Freiheitssinn dieser Krieger-Händler kaum gütlich beizubringen gewesen wären, hatten — und das ist wohl das Entscheidende — die Eroberer sie nicht zu geben.

In einem Vortrag, den Prof. Dr. Schweinfurth 1889 in Berlin hielt, hat er „die Pioniere, die (in Afrika) der Zivilisation friedliche Wege öffnen sollten" in Gegensatz gestellt zu den „goldgeblendeten Eroberern Amerikas".

Bleiben wir bei dieser Gegenüberstellung, werfen wir vergleichshalber einen Seitenblick auf die spanischen Konquistadoren, die dreieinhalb Jahrhunderte früher Südamerika unterjocht hatten; auf Fernando Cortez zum Beispiel, der mit einem

halben Tausend Kriegern das blühende Aztekenreich zerschlug. Mag ihnen der Geist des Christentums fremd gewesen sein — die Idee saß ihnen fest in den behelmten Köpfen. „Nach gehörter Messe" zogen sie gegen hundertfache Übermacht in den Kampf, ihr Glaube ließ sie täglich neu das Wunder erleben, daß ihre Heiligen, den Göttern vor Troja gleich, in ihren Reihen leibhaft mitfochten; und mehr, weit mehr als Reiterei und Feuergewehr erschütterte die streitbaren Indianer das Grauen vor einer Gottheit, die ihren Kriegern solchen Mut verlieh. Dazu, vom Feldherrn bis zum letzten Fußsoldaten, die blinde Ehrfurcht vor des Kaisers „unüberwindlicher, höchst katholischer Majestät".

Dazu endlich, in heißem Glauben geglüht und gehämmert, das Ziel: Gold und Neuland!

Dieser dreifache, inbrünstige Antrieb fehlte, den Ägyptern zumindest, im Zeitalter des beginnenden Fortschritts und der Aufklärung. Der Koran bot in den „höheren Kreisen" kaum mehr dem Buchstabenglauben Halt. Der Khedive — was war er gegen des römischen Kaisers Majestät? Der Sultan, der Großherr — weit, weit weg. Auch wollte Ägypten Selbständigkeit. Blieb als Ziel: Neuland — doch unter dem Deckmantel der „Menschlichkeit" verborgen und mit besseren Waffen, schärferem Drill erstrebt.

Professor Dr. Schweinfurth nennt als Ursache des Mahdiaufstandes die Scheu des Afrikaners gegen das Fremde, das Neue. „Behaltet Eure Waren, wir brauchen Eure Stoffe nicht, wir wollen Eure Perlen nicht — laßt uns allein!" So wurde

europäischen Expeditionen entgegengerufen. Und daher der Zustrom, den der Mahdi fand? — Doch wohl nicht! Sondern: das Neue, das da kam, war nicht überwältigend, es war, zum großen Teil, wie die Glasperlen, ein glitzerndes Nichts, für das Gold und Elfenbein hingegeben werden sollte.

Über die innerafrikanische Sklaverei aber, die „einheimische", wie Casati sie nennt, auf jahrtausendaltem Kulturboden gewachsen, ist hier wenig zu sagen. Ihre „Unterdrückung" mußte zunächst auf dem Papier stehen bleiben, weil wirklich alle Mittel dazu fehlten, dann auch, weil die befreiten Sklaven selbst mit ihrer „Freiheit" vielfach gar nichts anzufangen wußten. „Verkauft mich!" bat ein Freigelassener in Chartum. „Mein Herr wird mich schlagen, wenn ich es verdiene, — er wird mir aber auch zu essen geben. So sterbe ich vor Hunger!"

Soviel über die Vorgeschichte. Die Verhältnisse waren so verwickelt und trübe, daß selbst ein reiner protestantischer Geist wie Gordon sie nicht zu durchleuchten vermochte. Es gab keinen geraden Weg. Widerstände wie Lianen, nachgiebig, zäh. Winkelzüge. Gordon übernahm die Leitung der neueroberten Äquatorialprovinz, später, als Generalgouverneur, die des gesamten Sudans, wählte sich Helfer, die er mit seinem Geist zu erfüllen trachtete: vergebens! Dem Bau fehlte der kittende Mörtel. Die Steine saßen lose. Denn auch Gordon stand zwar in ägyptischem Dienst, glaubte aber sicher keinen Augenblick an die Möglichkeit, die afrikanische Frage vom Khedive, also von einem

„ägyptischen Ägypten" aus, gelöst zu sehen. Wie lebenswichtig Innerafrika für die großenglische Politik sein mußte, hat er sicher nie verkannt. Daher ein seelischer Zwiespalt, an dem er bitter genug gelitten haben mag und den er, seinem Wesen nach, nicht anders zu stillen wußte, als indem er auf dem verlorenen Posten Blut und Leben ließ. Ehre ihm — er ist gestorben, weil er nicht wahr sein konnte! —

Immerhin: Gordon hatte ein reiches Leben voll Tatenruhm hinter sich. Er war Engländer, war gläubiger Protestant. Auch wissen wir nicht, ob nicht in seinem klaren Kopfe, als er fiel, schon der Gedanke eines britischen Großafrika lebte, eines Gegenstücks zum indischen Kaiserreich; ob also nicht seinen Tod das Gefühl der Fruchtbarkeit überstrahlte, das Gefühl, das den Tod des Helden so süß macht: „Ich säe mein Blut — mein Volk wird ernten!"

In zweien seiner Unterführer, Slatin, dem Gouverneur von Darfur, Lupton, dem Gouverneur von Bahr-el-Ghasal, hat sich die Ideenlosigkeit der ägyptischen Eroberung in einer Niederlage ausgewirkt. Beide mußten sich dem Mahdi ergeben, und zwar Lupton, ein braver Mann, verhältnismäßig rasch, weil ihn seine Truppen sämtlich verließen, Slatin aber, der wesentlich Bedeutendere, erst nach heftigem Widerstand. Junker schreibt darüber: „Erst später wurde bekannt, daß er bis zum Juni 1883 vierundzwanzig Gefechte gegen die Rebellen und Anhänger des Mahdi bestanden und während derselben zweimal verwundet worden war. Eine Kugel traf ihn am Ober-

schenkel, in dessen Weichteilen sie dann verheilte, ohne weitere Schmerzen zu verursachen; eine andere riß ihm den Goldfinger fort und verletzte dessen beide Nachbarn... Er verdient aber hier rühmlichst erwähnt zu werden, da er seine Provinz in mehr als zweijährigem Kampfe heldenmütig verteidigte und erst nach der Niederlage des Generals Hicks vor dem Feind kapitulierte. Von 5000 Mann regulärer und irregulärer Truppen, die unter seinem Kommando in Darfor gestanden, waren in den vielen Kämpfen über 3000 gefallen und auch die übrigen zum großen Teil verwundet. Zuletzt war Slatin Bey in Bara die Munition ausgegangen, die Offiziere und Soldaten verloren den Mut und die einreißende Demoralisation führte zu Desertionen."

Slatin ist nach der Übergabe zum Islam übergetreten, wurde aber am Hofe des Mahdi vom Ehrengast bald zum Gefangenen. Das Grauen jener Tage wird furchtbar anschaulich in der Erzählung, wie er von Chartums Fall erfuhr: man warf ihm Gordons besudeltes Haupt ins Zelt.

Slatin hatte in der Gefangenschaft Furchtbares zu erdulden. Er wurde in Ketten geschmiedet, schwebte unzählige Male in Gefahr, als Verdächtiger hingerichtet zu werden. Endlich konnte er entweichen, erritt sich, tagelang durch wasserlose Wüste, die Freiheit, machte 1898 Kitcheners Feldzug gegen Omdurman mit und blieb seither in englisch-ägyptischem Dienst. Er hat Treue gehalten.

Wir werden zu seiner Zeit sehen, wie ganz anders Emin sich zu dem Zusammenbruch der ägyp-

tischen Sudanherrschaft stellte. Hier sei nur vorweggenommen, daß ihm die Ideenlosigkeit nicht nahekommen konnte, weil sie das Wahrzeichen seines Lebens war: er war nicht nur zum Islam übergetreten, sondern auch Türke geworden. Darum war aber Ägypten doch nicht „sein Land", die Türken nicht „sein Volk", der Khedive nicht „sein Herrscher" — nur sein Brotgeber. Der Kampf des Mahdi gegen die Fremdherrschaft, für die reine Lehre ließ ihn kalt, weckte weder Hingabe noch Widerstand; seine ersten Briefe über den Mahdi zeugen von einem Unverständnis, das noch bei einem Mitteleuropäer verwunderlich sein müßte, bei einem Mohammedaner aber, der den Ereignissen örtlich so nahe war, den schlüssigen Beweis liefert, wie locker und oberflächlich der neue Glaube saß.

Gegen den Vorwurf der „Ideenlosigkeit" in Emins Leben wird man den Einwand erheben: seine Forschungsergebnisse hätten Weltgeltung erlangt. Dieser Einwand trifft aber den Kern der Frage nicht, verwischt vielmehr geflissentlich das wahrhaft tragische Problem dieses Lebens. Emin war ein ungewöhnlich begabter, äußerst gewissenhafter, geradezu leidenschaftlicher Naturforscher. „Die Wissenschaft" aber war keine Idee in unserem Sinne, „das Banner der Wissenschaft", das Emin, dem blumigen Zeitungsstil jener Tage nach, „unentwegt hochgehalten hatte", war keine Fahne, denn Emin kam nicht als Forscher, wie etwa Junker oder andere, sondern als Beamter der ägyptischen Regierung ins Land, unter ägyptischer Flagge, die Forschung und Erforschung war sein

Nebenberuf, eine ehrgeizige Liebhaberei, die anfangs, von Gordon, nicht gewünscht, später zumindest nicht von ihm verlangt wurde. Seine naturwissenschaftliche Begabung und die Erfolge, zu denen sie ihm verhalf, waren stark genug, ihn über den Durchschnitt zu erheben und überhaupt zur tragischen Figur zu befähigen. Es geht aber bestimmt nicht an, den Forscher Emin herauszugreifen und völlig zu übersehen, was der Gouverneur Emin sich und dem Lande schuldig geblieben ist. — Dem Dr. Wilhelm Junker wird nie jemand einen Vorwurf daraus machen, daß er dem Zusammenbruch von Äquatoria „aus dem Wege gegangen ist" und nur auf seine und die Rettung seines Lebenswerks, seiner Forschungsergebnisse, bedacht war. Dr. Junker war, wie er sich selbst nennt, „Reisender", war Forscher, nur der Wissenschaft verpflichtet — und ihr treu.

Emin war anders und tiefer gebunden: an eine Fahne — die ägyptische; an Menschen — seine Beamten und Soldaten; an ein Land — seine Provinz. Wollte er sich, so weit entrückt, der ägyptischen Scheinhoheit nicht fügen, so konnte er, ein zweiter Cäsar oder Napoleon, neue Adler auf alte Standarten setzen und herrschen, wo er befehligt oder verwaltet hatte. Die Idee lag nahe, ihre Verwirklichung greifbar unter seiner Hand: es gab so viele innerafrikanische „Reiche" und „Herrscher" — warum nicht eines unter einem weißen Cäsar, der überdies, als Moslem, dem Mahdi Paroli bieten und alle unter seiner Fahne sammeln konnte, die, altgläubig, nur den Mutamahdi, den falschen Messias, in jenem sahen?

Unter seiner Fahne — wo war Emins Fahne? — Fehlten ihm aber die Ausmaße zum Cäsar, so konnte er, immer noch ein Held, die Fahne, die ihm anvertraut war, verteidigen, fallend decken. — Doch die Fahne des Khedive war ihm nicht Erlebnis — sie hatte ihn selbst zu decken gehabt. Dem Stamme Emin war es nicht gegeben, mehr als einen Trieb, den wissenschaftlichen Trieb, zu nähren. Der blühte wurzelecht. Tatfreude und Tatkraft kümmerten daneben hin, traten als Ehrgeiz nach Wirksamkeit ans Licht. Über die Mittel, die dieser Ehrgeiz mitunter wählte, um Wirkungen zu erzeugen, wird später zu reden sein.

Man hat ihn „den Helden von Wadelai" genannt. Wir werden später auch sehen, welche Bewandtnis es damit hatte.

Dennoch: ist dies Urteil nicht zu hart? War tatsächlich eine ganze Generation unfähig, diesen einen Mann richtig zu werten?

Hier ist eine kurze Skizzierung der afrikanischen Machtverhältnisse um 1890 nötig. England hatte sich — durch ein Börsenmanöver, wenn man will, indem es dem geldbedürftigen Khedive die Aktienmajorität abkaufte, — die Kontrolle über den kurz vorher vollendeten Suezkanal gesichert. Dagegen hatte sich 1881 in Kairo unter dem Obersten Arabi Pascha eine Militärrevolte erhoben, die aber — wer weiß von wem so schlecht beraten? — den Engländern nur die höchst willkommene Handhabe bot, zur Sicherung des „weltbedeutenden Kulturwerkes" bewaffnet einzuschreiten. Alexandrien wurde bombardiert und besetzt, zur Operationsbasis für die Landstreitkräfte der Suezkanal gewählt, schließ-

lich ganz Ägypten als englisches Protektorat erklärt.

Fast gleichzeitig aber nahm der Mahdi-Aufstand im Sudan eine Ausdehnung an, die nicht länger mehr als „Tollheit eines schmierigen Dongolaui" abzutun war. Die Vernichtung Hicks Paschas und seines Heeres im November 1883 zwang auch dem Übermütigsten das Bewußtsein für den vollen Ernst der Lage auf. Für England, als neuen Schirmherrn Ägyptens, entstand dadurch die peinliche Möglichkeit, für den Besitz des Schützlings im Sudan kämpfen zu müssen. Das konnte englischer Politik schon darum nicht wünschenswert erscheinen, weil nach Lage der Dinge der Sudan, als ägyptische Provinz, nur für Ägypten gehalten, beziehungsweise zurückerobert werden konnte. Und selbst das wirksamste Protektorat weist neben erklärtem Eigentum doch wesentliche Unterschiede auf. Darum wurde Ägypten veranlaßt, den Sudan als unhaltbar zu räumen, und zwar erhielt General Gordon, seit 1879 als Generalgouverneur zurückgetreten, den Auftrag, „die Garnisonen und Beamten des Sudans in Chartum zu sammeln und nach Ägypten zurückzuführen".

Gordon verließ Kairo am 26. Januar 1884 mit Vollmachten, die weit genug reichten, um ihm sogar ein selbständiges, besser: selbstherrliches Verbleiben im Sudan zu gestatten, wenn es ihm möglich schien, ohne Ägyptens und vor allem, ohne Englands Prestige zu gefährden. Vielleicht hat diese lockende Möglichkeit Gordon von allzu großer Eile abgehalten. Vielleicht auch hat der Mahdi, in der Erkenntnis, daß Gordon und nur

Gordon der Kopf und der Geist und der wahre Feind unter seinen Gegnern war, sich beeilt, gerade ihn aus dem Spiel zu bringen. Mitte 1884 wurde Chartum eingeschlossen und fiel am 25. Januar 1885, Gordon mit ihm. Gordons Leib wurde durch wütende Lanzenstiche zerfetzt, sein Haupt als Siegeszeichen dem Mahdi gesandt. Niemand weiß, wo seine Gebeine liegen. Doch sein Geist, sein großer Geist, zog dreizehn Jahre später mit Kitcheners Heere gegen Chartum, und der eiserne Marschall vergoß eine Träne auf Gordons Aussichtsbank.

Zwei Tage nach Chartums Fall kamen die Vorpostendampfer eines neuen Entsatzheeres den Nil herauf, erhielten aber aus den gestürmten Forts sofort starkes Feuer und kehrten um. Der Sudan war für Ägypten verloren — für seine Wiedereroberung durch England bildete aber der tote Gordon einen festeren Anker als ihn der lebende, vielleicht, geboten hätte.

Inzwischen war machtvoll daran gearbeitet worden, den Weg zu den inneren Nilländern von der Ostküste, von Suakim her, zu sichern. Hier aber warf sich Scheich Osman Digna, Heerführer des Mahdi, den Engländern entgegen, brachte ihnen einige blutige Schlappen bei und hielt sie dann, wenn auch mit wechselndem Kriegsglück, noch jahrelang in Schach.

Italien hatte im Februar 1885 den abessynischen Hafen Massaua besetzt. Es konnte England nur erwünscht sein, bei der Einkreisung des Mahdi einen Bundesgenossen zu haben. Nach dem Falle Chartums und der darauf folgenden Sperrung

des Nilweges nach und von Ägypten wurde aber aus dem möglichen Bundesgenossen weit eher ein Nebenbuhler auf dem nun noch einzig möglichen Wege vom Roten Meere aus. Einer der Zufälle, an denen es der englischen Politik zur rechten Zeit nie gefehlt hat, sorgte aber dafür, daß Italien durch eine vernichtende Niederlage gegen Abessynien genügend an Ansehen einbüßte, um als Nebenbuhler keinesfalls in Betracht kommen zu können.

Im Jahre 1884 hatten ferner in Ostafrika deutsche Kolonisationsbestrebungen großen Stils eingesetzt, die sich zwar zunächst an der Küste hielten, doch aber, über unerforschtes oder schwer zugängliches Hinterland weg, ins Innere, nach den Nilquellen zu zielen schienen. Zwar gelang es schon 1886, durch das Londoner Abkommen, diesen Bestrebungen ihre für die nächstliegenden englischen Pläne bedrohliche Schärfe zu nehmen, doch war man sich in England natürlich darüber im klaren, daß gegen die Politik des greisen Altkanzlers: „Eine Landmacht: Deutschland — eine Seemacht: England, teilen, verbündet, die Herrschaft der Welt!“ — daß gegen diese Politik in Deutschland selbst eine stoßkräftige Strömung im Wachsen war.

Das Londoner Abkommen hatte in das neue deutsche Gebiet einen Keil getrieben, dessen Spitze kerzengerade „ins Schwarze“ wies. Immerhin: noch blieben auch deutsche Wege an die Seen und die Nilquellen.

Vom Westen schob sich die Interessensphäre des belgischen Kongostaats und, allerdings nicht vor-

dringlich, eben noch denkbar, die des deutschen Kamerun und, vom Nordwesten über Wadai herunter, die des französischen Sudans gegen das Herz Afrikas vor.

Im Herzen Afrikas aber, im Schnittpunkte aller dieser Wellenkreise, saß Emin Pascha, Gouverneur der von Ägypten formell aufgegebenen Äquatorialprovinz, Herr eines, wie er nach Europa berichtete, wohldisziplinierten Heeres von 2000 Mann, Herr eines Elfenbeinvorrats von 75 Tonnen oder 75000 Kilo. Der Jahresverbrauch der Welt betrug damals gegen 37000 Kilo, der europäische Marktpreis 30 bis 50 Mark das Kilo.

Emin hatte sich einen Postweg über Unjoro-Uganda zur Ostküste gesichert. So konnte er Briefe an befreundete Forscher, Berichte an Tagesblätter und Fachzeitschriften, konnte auch, immer wieder, kleine Sammelobjekte, Vogelbälge, Herbarien usw. nach Europa senden. Diese Berichterstattung trug vielleicht entscheidend dazu bei, daß seine Lage so gründlich verkannt wurde. Der Statthalter eines kleinen Königreichs, dem Muße zu so weitreichender, gewissenhafter Forschung blieb, konnte wohl nicht ernsthaft bedroht sein — am wenigsten natürlich von den eigenen Leuten.

Mitte Juli 1886 meldete denn auch „Die Post" in Berlin u. a.: „Als Statthalter des sodann englischen Sudans schlägt der Professor (Dr. Schweinfurth. Anm. d. V.) den jetzigen Gouverneur der ägyptischen Äquatorialprovinz vor, den ehemaligen Dr. med. Schnitzer, einen geborenen Schlesier, der gegenwärtig unter dem Namen Emin Bey in Ladò, der Hauptstadt jener Provinz, re-

sidiert und dabei der einzige Mann ist, vor dem der Mahdi einen an Furcht grenzenden Respekt empfindet."

Emin, der nur mit Mühe abgehalten worden war, sich dem Mahdi augenblicks zu ergeben, um die Statthalterschaft aus seinen Händen neu zu empfangen!

Doch so oder so: der Stein kam ins Rollen. Dieser Mann Emin, ein weißer Kulturapostel, Bannerträger der Wissenschaft für die einen; ein deutscher Landsmann in Not für die andern; ein einsamer Held für alle — dieser Mann Emin war ein vortreffliches Aushängeschild. Daß seinem Retter das Herz Afrikas und, nebenbei, Elfenbein im Wert von einigen Millionen zufallen mußte, — das brauchte nicht betont zu werden, um den Nachbarn nicht zu reizen.

In England wurde die Idee sofort in ihrer Tragweite erfaßt, aufgegriffen und, zwar nicht von Regierungs wegen, doch mit weitreichender Unterstützung der Regierung ins Werk gesetzt. Die Unterstützung seitens der englischen Regierung äußerte sich u. a. darin, daß Ägypten einen Beitrag von 10000 Pfund Sterling zu den Expeditionskosten leistete, unter Verzicht auf Beteiligung am möglichen Gewinn, — was ohne einen leisen amtlichen Druck wohl nicht ohne weiteres geschehen wäre.

In Deutschland war man nicht so flink. Während Stanley mit seiner „Entsatz-Expedition" nach der Reise über Sansibar, um das Kap der Guten Hoffnung, schon am 18. März 1887 bei Banana Point an der Kongo-Mündung landete, konnte

Dr. Peters nach beispiellos zäher Überwindung zahlloser Widerstände erst am 17. Juni 1889, zweieinviertel Jahre später, von Witu aus ins Innere aufbrechen.

Nachdem wir so die Lage Emins in ihrer weltpolitischen Wichtigkeit gewürdigt haben, bleibt nur noch ein Überblick über den Mahdi-Aufstand selbst zu geben — die Welle von Norden, von Emins Standpunkt aus gesehen.

Im Jahre 1839 wurde als Sprößling einer alten Familie der Provinz Dongola Mohammed Achmed geboren, der sich schon in früher Jugend religiösen Studien ergab und ernsten Glaubenseifer zeigte. Die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte er erstmals auf sich, als er sich weigerte, an einer Festlichkeit im Hause seines Lehrers teilzunehmen, weil ihm die Tänze, Gesänge und Tafelfreuden mit der reinen Lehre unvereinbar erschienen. Darauf wurde er von seinem Lehrer aus der Schule — dem Orden, wenn man will — ausgeschlossen, wies aber sowohl den Eintritt in eine andere Schule wie die in Erkenntnis des Fehlgriffs alsbald angebotene Verzeihung seines ersten Lehrers zurück und zog 1872 auf die Insel Aba, im Nil, südlich von Chartum gelegen. Dort führte er in einer Höhle ein Einsiedeldasein, trat aber schon gelegentlich, nach oft wochenlangem Fasten und Kasteien, vor seine wenigen Anhänger, die er mit visionären Ansprachen entflammte. Unter den Rechtgläubigen des Sudans bestand damals, nach Jahrzehnten der Verbitterung und Unterdrückung, eine Stimmung, die der „Fülle der Zeit" in Palästina bei Christi Geburt entsprochen haben mag. „Schutz den Be-

drückten — bei Gott ist Zuflucht!" — das ließ manche aufhorchen, die in Sehnsucht nach dem Führer lebten, dem Wegweiser zu erhabeneren Zielen. Mohammed Achmed predigte von Gott, vom Propheten, von der reinen Lehre — nie von sich. Wollte nicht herrschen, nur überzeugen. Überzeugte erst und herrschte dann.

Enger und enger zog er die Kreise von rein göttlichen um immer irdischere Dinge — wie ein Falke, der aus dem weiten Blau des Himmels sich herniederschraubt, die Beute im Auge. Predigte von der Mühsal der Unterdrückten — bald auch von der fluchwürdigen Verworfenheit der Unterdrücker. Predigte vom Mahdi, dem Verheißenen, dem Erlöser — nannte ihn nicht. Die Frommen strömten ihm zu, bald auch die Unzufriedenen, die Kampflustigen — alle bannte er sie unter seine Rede, die ihm mit furchtbarer Gewalt vom Munde ging. Bis ihm, zur Raserei entflammt, die Gemeinde einst entgegenschrie: „Bist Du der Mahdi?" — Da hielt er seine Zeit für gekommen und bekannte — glaubte es vielleicht: „Ja, ich bin es!" Und sie beteten mit ihm. —

Nun fehlte, um ihm Märtyrerglanz, letzte Gewalt zu geben, nur noch der Versuch einer Verfolgung oder Unterdrückung, ein Mißgriff, der so viele Apostel geschaffen hat. Die ägyptischen Machthaber in Chartum waren nicht hellsichtiger als andere Machthaber vor ihnen: sie luden den Mahdi vor. Er, der neun lange Jahre gewartet hatte, in Demut und Gebet, bis er sich stark genug fühlte, er schlug es ab, sich in Chartum zu zeigen: „Mag der (Gouverneur) Hokumdar zu mir kom-

men, wenn er etwas von mir will — der Tag, an dem ich in Chartum einziehen soll, ist noch nicht gekommen!" Entrüstung über den frechen Dongolaui und die zerlumpten Bettler um ihn. Abu el Seûd erhält den Befehl, mit einem Dampfer hinüberzufahren und den Hetzer dingfest zu machen. 200 Soldaten müssen zur Vernichtung des Rebellen reichlich genügen. Zunächst wird eine kleine Abteilung gelandet, von den Anhängern des Mahdi aber mit Prügeln zurückgejagt. Daraufhin stürzt fast die ganze Schar herbei, racheschnaubend. Beim ersten Schuß aber reißt der Mahdi ein Schwert hervor und stößt zum ersten Male den Schlachtruf aus, vor dem noch siebzehn Jahre später selbst Kitcheners Armee erzitterte: „La Illahu il allāh — fi sabîl allāh! Kein Gott außer Gott — für Gottes Sache!" Furchtbaren Widerhall weckte der Ruf, von den Soldaten auf der Insel entkam keiner, der Dampfer rettete sich, indem er die Taue kappte und eilends in den Strom hinausfuhr. Das war die Nacht vom 27. Juli 1881.

Der Mahdi verließ die Insel, zog über den Strom nach Westen auf den Gebel Gadir und verschanzte sich dort. Zum Angriff zu schwach, hätte er, unbeachtet oder stark blockiert, mit seiner Bewegung früh geendet. Die Regierung enthob ihn der Verlegenheit; erst griff ihn der Gouverneur von Faschoda, Raschid Bey, mit 120 Mann an und wurde vernichtet. Das war für ganz Kordofan und die Beduinen in Darfur das Zeichen zur Erhebung.

Dann zog der Gouverneur von Kordofan, Mo-

hammed Pascha Said, mit etwa 2000 Mann dem annähernd gleichstarken Mahdistenheer entgegen— ein elender Rest der Truppen konnte sich mit der Kunde von der Niederlage nach El Obeid retten.

Eine andere Abteilung, von etwa 3000 Mann, unter Ali Bey Lutfi Abu Koka, sollte Bara entsetzen. Die Hälfte, samt dem Führer, fiel, die andre floh ins ausgehungerte Bara und wurde dort eingeschlossen.

Endlich wurde ein namhaftes Heer unter Jussuf Pascha El Schellali ausgesandt, rückte bis an den Gebel Gadir, wurde aber von der durch neuen Zustrom vervielfachten Mahdistenmacht bis auf den letzten Mann vernichtet. Dieser Sieg gestattete es Mohamed Achmed, die Mehrzahl seiner Krieger mit neuzeitlichen Waffen auszurüsten.

Kleine Zwischenerfolge der Regierungstruppen wurden überreichlich ausgeglichen durch den Fall von Bara und El Obeid, deren Besatzungen hingemetzelt wurden, endlich durch die grauenhafte Niederlage eines großen, halbeuropäischen Entsatzheeres von etwa 10000 Mann mit 70 Geschützen (teils Krupp, teils Nordenfeld) unter Hicks Pascha, in der viertägigen Schlacht von Schikân-El Birke, vom 2. bis 6. November 1883.

Das Jahr 1884 verging hauptsächlich mit den Kämpfen um Chartum, die, wie oben erwähnt, am 25. Januar 1885 mit dem Fall der Stadt endeten. Auch im Norden und Osten waren die Waffen des Mahdi siegreich. Doch hatte mit Gordons, seines großen Widersachers, Fall auch des Mahdis Schicksalswoge ihre Krönung erreicht: wenige Monate nachher, Mitte 1885, erlag

der Mahdi selbst nach kurzer Krankheit, angeblich dem Typhus.

Seinem Wunsche entsprechend wählten die Glaubensstreiter seinen Vetter, Abdallah Walad Mohammed zum Kalifen. Doch lebte seit des Schöpfers Tode die Bewegung nur noch von der lebendigen Kraft des ersten Anstoßes. Neue Kraft hatte der Kalif nicht zu geben, schon deshalb nicht, weil ihm die Glaubensreinheit des großen Toten fehlte. Habsucht und der Hang zum Wohlleben trübten ihm den Blick für das hohe Ziel, das dem Mahdi vorgeschwebt hatte: den Sudan zur Wiege eines neuen Islam zu machen. Das geistliche Oberhaupt wurde mehr und mehr zum Blut- und Schreckensherrscher, die Zahl der Feinde wuchs.

Wie ungeheuer aber der Brand gewesen, den der Mahdi entfacht hatte, das zeigte sich, als 1898, beim Nahen Kitcheners, die letzten Flammen aus dem Aschenhaufen schlugen.

Die Kämpfe jenes Jahres, darunter auch die Endschlacht vor Omdurman, gehören nicht mehr in den Rahmen dieses Buches. Doch wird ihnen eines Tages wohl ein Sänger erstehen — den Streitern, die für ihren Glauben und ihre Freiheit dem Schnellfeuer der weißen Truppen entgegenzogen, langsam, im Schritt, zum Schall ihrer großen Hörner und Pauken; halbnackt, aus Munitionsmangel vielfach schon wieder nur mit Speer, Schwert, Messer bewaffnet. Langsam in den Tod. — Ihnen ein Sänger und den zweihundert Baggarareitern, die, als sie vor dem Übermaß der Vernichtung das Fußvolk wanken sahen, sich aus der Front lösten und gegen den Feuerwall anritten —

in den Tod, nur um Beispiel zu sein. Nicht einer kam bis an die Linie. Der letzte fiel wenige Meter vor der Schützenkette.

Ist mit ihren Leibern auch die Idee verfault, die sie so sterben lehrte? Die weißen Herrenvölker waren sich eines Ja auf diese Frage so sicher, daß sie nicht nur vor den Augen der Überwundenen untereinander kämpften, nein, auch ihre siegreichen Machtmittel in der Besiegten Hände gaben.

Vielleicht wird Frankreichs schwarze Armee der weißen Welt einmal die Antwort darauf geben.

Emin in Äquatoria

Auf welchen Umwegen Dr. Schnitzer von Neisse aus schließlich in Alexandrien landete, ist nicht bekannt. Anfang Dezember 1875 kam er nach Chartum. Wie und in welcher Verfassung, das geht deutlich genug aus einem Briefe des damaligen Telegrapheninspektors in Chartum, späteren Vizegeneralgouverneurs Giegler Pascha hervor, der erzählt, daß Schnitzer mit einigen syrischen Händlern über Korosko ankam und mit diesen Händlern auch in den ersten Tagen in einem öffentlichen Warenlager (Okella) wohnte, ferner, daß Emin sich in der deutschen Kolonie als Türke vorstellte, der seine Erziehung und Ausbildung in Deutschland genossen habe und hierbei sogar beharrte, nachdem er seinen Paß, der ihn als Deutschen auswies, beim deutschen Konsul Rosset abgegeben hatte.

Giegler betont, daß er selbst und Rosset die Sorge dafür übernahmen, den gänzlich mittellosen Ankömmling vor Mangel zu bewahren. Sie luden ihn abwechselnd zu sich ein, Rosset zu Mittag, Giegler zu Abend, nahmen ihn gelegentlich auch zum österreichischen Konsul Hansal mit, „der ein Piano hatte".

Das Gesamtbild, das Giegler entwirft, ist nicht unsympathisch, zeigt Schnitzer aber doch als Sonderling. Seine geselligen Talente werden rühmend hervorgehoben, doch fließt auch eine kurze Feststellung mit ein, daß Schnitzer, als ihm die Landsleute einen kleinen Hausstand und die Anfänge

einer Praxis geschaffen hatten, jeden Tag mit einem Korb am Arme nach dem Markte ging, um selbst einzukaufen.

Wer die Pflichten kennt, die dem Europäer bei dem Aufenthalt unter Farbigen erwachsen, der wird diese und die andere Tatsache, daß er mit syrischen Händlern in einem öffentlichen Warenlager abstieg, richtig zu werten wissen. Daß Schnitzer unbedingt als Türke gelten wollte, schien nach seinem Vorleben eher noch begreiflich.

Auf eine Empfehlung der deutschen Kolonie kam Schnitzer zu Gordon nach Aquatoria. Dort nimmt er den Namen Emin an, nennt sich von da ab beharrlich so und wird also auch für uns weiterhin so zu heißen haben.

Am 17. April 1876 verließ Emin mit dem Regierungsdampfer Chartum. Es wäre vielleicht begreiflich gewesen, wenn ihn die neue Welt, die sich ihm auf dieser Dampferfahrt auftat, überwältigt oder doch erschüttert hätte. Dazu war er nicht der Mann. Seine peinlich genaue, fast pedantische Beobachtungsgabe arbeitete ganz ungeschwächt, wie die ersten Seiten aus seinem Reisetagebuch hinlänglich beweisen; da erfahren wir, daß der Dampfer um 1 Uhr 15 abfuhr, um 1 Uhr 32 am Arsenal zwei Barken und vier Kähne ins Schlepptau nahm, um 4 Uhr 46 kurzen Aufenthalt hatte und um 6 Uhr 30 zur Nacht anhielt — Fahrtdauer 2 Stunden 01 Minuten. Am nächsten Morgen um 3 Uhr 24 Barometerstand 725,5, Abfahrt 5 Uhr 37 u.a.m. Diese Angaben sind so wichtig, daß für die Gegend kaum einige Seitenblicke übrig bleiben — sandige Flächen, spärlicher Anbau,

seltene Bäume. Doch betrug die Fahrtdauer an diesem Tage 23 Stunden 08 Minuten.

Am 7. Mai 1876 kam Emin in Ladò an. Dort trat er unter Gordon Pascha einen Dienst an, der ihm für ärztliche Betätigung zunächst kaum Zeit ließ. Über das innere Verhältnis Gordons zu Emin ist zu sagen, daß der neue Untergebene dem Pascha zunächst wohl gut verwendbar erschienen sein muß, da er ihn sehr bald schon mit wichtigen politischen Missionen bei den Königen von Uganda und Unjoro betraute. Allerdings war an weißen Sendboten für Gordon wenig Auswahl, doch ist auch unbedingt anzuerkennen, daß Emin, als politischer Agent in türkischen Diensten geschult und überdies selbst Mohammedaner, besondere Eignung aufwies. Die letztgenannte Eigenschaft, das Bekenntnis zum Islam, wäre Emin übrigens am Hofe des Königs Mtesa von Uganda fast teuer zu stehen gekommen, denn der König begrüßte ihn als Christ: „To my Dear Friend! I thank be to God for bringing you home safety. Therefore I send Chambalanga my chife to see you how do you do and thank be to our Lord Jesus Christ to be thy shield.“ Deutsch etwa: „Meinem lieben Freund! Ich Dank sei Gott für sichere Heimkehr; darum sende ich Chambalanga meinen Häuptling, um zu sehen, wie es Dir geht, und Dank unserem Herrn Jesus Christ, er sei Dein Schild.“

Emin antwortete darauf, wie er in seinem Tagebuche angibt, er sei gekommen, „nicht um über Religion zu disputieren, sondern der Geschenke halber; im übrigen stehe ich zur Verfügung des Sul-

tans, selbst wenn meine sofortige Abreise gewünscht werde, da ich Mohammedaner sei."

In einem zweiten Briefe, in kaum verständlichem Englisch geschrieben, betonte Mtesa von sich: „. . . But I myself am Christian." Dieses Bekenntnis zu einem Glauben, dem der Abgesandte nicht angehörte, erweckte bei der Unberechenbarkeit des Königs (Emin selbst nennt ihn ein Kind mit Tigerinstinkten) weitgehende Befürchtungen. Im Laufe der nächsten 24 Stunden erhielt Emin zwar durch einen befreundeten Araber den Bescheid, der König „habe geglaubt, Emin sei Christ, und habe ihm Komplimente machen wollen", doch waren gleichzeitig alle Araber bereit abzureisen, wenn der König sich nicht erkläre.

Eine kurz darauf folgende Audienz stellte aber das gute Einvernehmen wieder her. Der König machte sich Emins gute Sprachkenntnisse zunutze und erörterte mit ihm eingehend Fragen der christlichen Religion. Dabei hatte Emin wieder das Unglück, als Türke nicht ernst genommen zu werden. Schweitzer schreibt darüber: „Die Unterredungen Mtesas mit Emin über religiöse Gegenstände müssen bei ersterem doch Zweifel haben entstehen lassen, ob er es wirklich, wie ihm Emin gleich nach seiner Ankunft angedeutet hatte, mit einem Moslim zu tun habe." Mtesa richtete daher an Emin das folgende Schreiben: „4. August 1876. Mein teurer Freund! Ich ersuche Sie, mir die Wahrheit sagen zu wollen, ob Sie wirklich von den Türken und nicht der weiße Mann sind, welchen ich vom Pascha verlangte. Er schreibt mir, er habe mir ihn nun gesandt, und ich glaubte zu-

erst, daß Sie der gewünschte weiße Mann seien. Sie aber leugnen es beharrlich (Christ zu sein) und ich möchte deshalb, daß Sie mir die Wahrheit sagen, ob Sie jener weiße Mann sind und es mir beschwören."

Darauf antwortete Emin: „Sie haben von Seiner Exzellenz dem Pascha einen höhergestellten weißen Beamten verlangt. Se. Exzellenz hat mich gesandt, wie die Briefe und Geschenke beweisen, die ich gebracht und Ihnen übergeben habe. Habe ich meine Mission verfehlt oder etwas geäußert oder getan, was Ihnen mißfällt, so haben Sie sich nur bei Sr. Exzellenz dem Pascha zu beschweren: verlangen Sie einen christlichen Beamten, so schreiben Sie darüber, vielleicht kommt einer."

Emin war am 3. Juni 1876 von Ladò aufgebrochen und am 27. Juli in Kibuga, Mtesas Residenz, angekommen. Am 31. August trat er den Rückmarsch an und traf am 7. September mit Gordon in Mruli (am Somerset-Nil) zusammen. Gordon muß mit seinem Verhalten nicht unbedingt einverstanden gewesen sein, soweit man aus Emins Tagebuch ersehen kann: „7. September, Donnerstag. — Durch hohes Gras geht der Marsch vorwärts über sehr trockenes Land, bis um 8,36 Uhr vormittags die Meschra (Einschiffungsplatz) erreicht, ein wenig gerastet wird und endlich um 9,28 Uhr vormittags aufgebrochen, um 10,21 Uhr vormittags Seriba Mruli erreicht wird. Die Straße ist eine völlig von der Hinreise verschiedene. Da Se. Exzellenz der Pascha gegenwärtig, machte ich ihm nach ca. 1 Uhr meine

Aufwartung und erhielt meine Entlassung aus dem Dienste, weil ein anderer Arzt aus Kairo unterwegs sei. Ich zog mich bald zurück, empfing Kognak und Tabak vom Pascha zugesandt und außerdem eine Menge lieber Briefe von alten Bekannten in Chartum. Sogar Slatin war vertreten. Gegen Abend wurde ich wieder zum Pascha gerufen, der mir sagte, er ginge nach Kairo, Major Prout sei sein Vertreter, was ich nun zu beginnen gedächte. Ich sagte ihm offen, ich wüßte es noch nicht, und er schlug mir darauf vor, jetzt nach Ladò zu gehen, er würde mit Prout sprechen. Ich zog mich darauf zurück, wurde aber bald wieder gerufen und plauderte bis nach 11 Uhr nachts."

„8. September Freitag Nachts Regen; früh 24 Kranke. Dann wurde ich zum Pascha gerufen, der mir sagte, er habe mich zum Chef sämtlicher Magazine der Provinz ernannt, damit Prout die Sache als fait accompli vorfände. Eine lange Unterhaltung folgte darauf, bis ich, nach Hause gekommen, nochmals geholt und aufgefordert wurde, meine Erlebnisse bei Mtesa zu veröffentlichen und zwar französisch und deutsch, von Mruli datiert. Ich denke an die ‚Augsburger Allgem. Zeitung' und den ‚Explorateur' zu schreiben."

An den österreichisch-ungarischen Konsul Hansal in Chartum schrieb Emin über diese erste Reise: „Er (Mtesa. Anm. d. V.) ist, wie alle diese Negerfürsten, ein Kind mit Tigerinstinkten. Eigentümlich ist seine Vorliebe für das Christentum; sollte das eine Folge des abessynischen Blutes sein und meine Hypothese bestätigen?..." Wir müssen einigen Nachdruck auf diese Glaubensfragen legen,

weil der Kampf gegen die Sklaverei, dem Emin sich später zeitweise widmete, nur von christlichen Gesichtspunkten aus einwandfrei zu führen war. Denn der Koran läßt, wie früher schon erwähnt, die Sklaverei gelten, und der Türke, also Mohammedaner Emin, setzte sich den arabischen, gleichfalls mohammedanischen Sklavenhändlern gegenüber bös ins Unrecht, wenn er ihre Sklaven mit Gewalt befreite.

Es geht aus seinen Tagebüchern nirgends hervor, ob und wie weit Emin dieser innere Widerspruch zum Bewußtsein gekommen ist. Es kommt zwar vor, daß er sich gelegentlich im selben Briefe, sozusagen in einem Atem also, einen Türken und einen Deutschen nennt, das Bekenntnis zum Deutschtum aber fand er doch erst, als er im deutschen Schutzgebiet angekommen war.

Und doch geht es nicht an, daraus etwa den Vorwurf abzuleiten, er habe einfach sein Mäntelchen nach dem Wind gehängt. Das hätte er früher, lange vor Bagamoyo, und wirksamer tun können.

Sondern der Forscher Emin, Wissenschaftler von Natur, lebte von der Wirklichkeit abgeschlossen, wie unter einer Milchglasglocke: er sah immer nur den Schein der Dinge, nie ihr Wesen, auch wenn sie ihn nach menschlichem Ermessen noch so nah angingen. Fremder Glaube und eigner Glaube, fremder Wert und eigener Wert, fremder Tod sogar und eigener Tod — alles verlor seine Form und sein Gewicht vor diesen halbblinden Augen, die doch an einem Käfer das Flügelpünktchen, an einem Vogel das bunte Federchen zu finden wußten, das jeweils die neue Spezies ausmachte.

Die Glaubensfrage aber haben wir hier betont und werden sie weiter im Auge behalten müssen, weil an ihr schließlich Emin zerbrochen ist. —

Am 13. November 1876 fuhr Emin mit dem Dampfer, der kurz vorher Dr. Junker nach Ladò gebracht hatte, nach Chartum, fand aber Gordon, dem er nachgereist war, nicht mehr vor und kehrte am 11. Dezember wieder nach dem Süden zurück. Von den früheren Bekannten, „den Alten", wie er sie nennt, fand er nur den deutschen Konsul, Herrn Rosset, vor und erwähnt in seinem Tagebuch schließlich noch Abder Resag Bey, den stellvertretenden Gouverneur, „einen freundlichen, zuvorkommenden Landmann (Torske — eigentlich Tscherkesse)".

Schweitzer erwähnt, daß Emin schon am 30. April 1877 von Gordon Pascha wieder nach Chartum gerufen wurde, der ihm die Stelle eines Majordomus und Dragomans anbot. Emin bat, in seiner bisherigen Stellung als Chefarzt der Äquatorialprovinzen belassen zu werden. Gordon gewährte die Bitte, betraute ihn gleichzeitig mit einer zweiten Mission zum König Mtesa von Uganda und erlaubte ihm auch, den König Kabarega von Unjoro zu besuchen und über beide Reiche hinaus Ausflüge zu machen.

Diese Reise trat Emin am 5. Juli 1877 von Ladò aus an, traf aber, da ihm die Erlaubnis zum Überschreiten der Grenze lange nicht erteilt wurde, erst am 21. September in Mparo Njamago, der Residenz Kabaregas, ein. Seine Sprachkenntnisse, seine Gewandtheit, nicht zuletzt aber auch die reichen Geschenke, die er in Gordons Auf-

trag überbrachte, gewannen ihm Kabaregas Freundschaft in einem Maße, daß der Negerfürst wie der weiße Gouverneur sich noch ein Jahrzehnt später zu keiner offenen Absage aufraffen konnten, sondern einander nur insgeheim, sozusagen inoffiziell, erheblichen Tort antaten.

Hier scheint es angebracht, den in Mitteleuropa immerhin denkbaren Aberglauben zu zerstören, als seien etwa jene Negerkönige arme Wilde, nackte Heiden, und neben Glasperlen hauptsächlich mit Wollwäsche zu erfreuen gewesen. Nicht nur von Gottes Gnaden, auch nicht Gottgesandte, sondern göttlich schlechthin, hatten sie grauenhaft unumschränkte Gewalt über Leben und Tod ihrer Mitmenschen — die sie naturgemäß nicht mehr als solche empfanden. Das Gefühl der Majestät war in ihnen so vorherrschend und sie wußten es so eindringlich um sich zu verbreiten, daß sogar einem so selbstbewußten Europäer wie Stanley seine weiße Haut nicht als ganz ausreichender Schutz erschien. Die weißen Menschen waren ihnen, außer als Bringer fremdartiger Geschenke, nicht sehr wichtig, denn sie waren zu töten wie die anderen, wenn man sie erst ihrer überlegenen Waffen beraubt hatte. Diese Waffen erweckten freilich Furcht, die Majestät aber untergruben sie immer erst dann, wenn sie in einem Geiste gehandhabt wurden, der neben dem ‚Töten-können' auch das ‚Sterben-können' umfaßte, die beiden Pole, die wahres Herrentum begrenzen.

Baker und Gordon hatten für den Khedive tapfer gefochten; und doch: Weiße für den Khedive, Christen für den Türken — die schwarzen

Majestäten hatten das Mißverhältnis gefühlt. Die weiße Idee aber, die ehrfurchtgebietende, Majestät gegen Majestät, wurde in dieses Afrika erstmalig durch deutsche Menschen getragen, durch die Kämpfer der deutschen Schutztruppe, Wißmann, Gravenreuth, Schmidt, durch Dr. Peters auch, der mit Leutnant von Tiedemann und einer Handvoll Somalis die Länder der bis dahin unüberwindlichen Massais durchzog. Helden, Krieger ohnegleichen — ihnen durften sich Krieger unterwerfen, ihnen auch wahrten sie Treue. Hier die Erklärung für den zähen, langlebigen Widerstand der Kolonie unter Lettow-Vorbeck. Den Askaris steckte von Väterzeiten her das Erlebnis des deutschen Kriegers im Blut, das ihnen noch so tapfere englische Söldner nie vermitteln konnten.

Drei Schilderungen mögen hier Platz finden, die besser als lange Erörterungen den Sinn des Gesagten erhellen; die erste von Casati: „Als Sunna, der König von Uganda, Mtesas Vater, von einer schweren Krankheit befallen worden war, wurde er sein eigener Arzt, indem er befahl, daß täglich hundert Menschenopfer zur Sühne gebracht würden, um seine Heilung zu veranlassen. Vierzehn Tage — denn so lange dauerte seine Unpäßlichkeit — sah jeder Sonnenaufgang diese schreckliche Schlächterei. Ein glückliches Geschick wollte, daß, als ihn der Tod in seine Arme zog, er kein derartiges Übermaß frommen Tuns zuließ. Als nämlich der Fürst, auf seinem Minister reitend — denn das war seine Sitte —, von einem Ritt zurückkehrend, seine Residenz betrat, fiel er, von einem Schlaganfall betroffen, zu Boden."

Vita Hassan dagegen, der als Emins Abgesandter im Anfang des Jahres 1886 zu Kabarega, dem König von Unjoro, kam, weiß zwei Geschichten zu erzählen, die selbst für europäischen Maßstab bedeutende Herrschergaben des Negerfürsten zeigen:

„Da erinnerte ich mich, daß ich einige Zeit vorher von Hauasch verschiedene merkwürdige Holzsachen aus Mambettu, darunter die kleine rechteckige Kiste aus einem Stück Holz, erhalten hatte. Ich brachte sie Kabarega, der darüber sehr erfreut war. Als er bemerkte, daß sie aus einem Stück Holz gemacht sei, fragte er mich, ob seine Leute fähig wären, solche Arbeit nachzumachen. Ich erwiderte ihm, daß die Wanjoro keine Übung in solcher Arbeit besäßen und es ihnen schwer fallen würde, es hierin den Mambetta gleichzutun, welche die verschiedenartigsten und schwierigsten Gegenstände aus einem Stück Holz herzustellen verstünden. In wirklich künstlerischer Weise wissen sie Schüsseln, Teller, Näpfe, Untersätze und selbst die türkische Kanne mit ihrem langen und gekrümmten Halse nachzuahmen. Die Wanjoro dagegen verstehen alle Felle zuzubereiten. Dies ist ihre Spezialität, wie die Holzbearbeitung bei den Mambetta. Meine Bemerkungen erregten Kabaregas Eifersucht, der an seinen Fingern bis fünf zählte und dann sagte: ‚An diesem Tage (am 5.) komme wieder her und ich werde dir zeigen, ob meine Untertanen eine ganz gleiche Kiste anfertigen können oder nicht.‘ Am fünften Tage hatten die Wanjoro unter den schrecklichsten Drohungen ihres Königs tatsächlich eine ähnliche Kiste von

vielleicht noch besserer Ausführung zustande gebracht. Voll Stolz zeigte sie mir Kabarega mit den Worten: ‚Wozu nützt es, König zu sein, wenn ich meine Untertanen nicht alle Dinge machen lassen kann, die ich will?‘ — ‚Aber wenn du etwas verlangst, was über ihre Kräfte oder ihr Können geht?‘ — ‚Da hat es keine Not, denn ich habe den Kopf nicht verloren; ich werde sie nie heißen, mir den Mond zu holen, aber wenn es sich um eine Sache handelt, die unser Vermögen nicht übersteigt, kann ich nicht zugeben, daß man vor den ersten Schwierigkeiten Halt macht.‘ Für einen Negerkönig war das verständig genug, und ich beugte mich.“

„Der Handelsverkehr in Unjoro ist dank der Tätigkeit der Sansibarer ziemlich lebhaft, welche unermüdlich, wie der ewige Jude, von der Küste nach Zentralafrika und umgekehrt wandern. Dabei herrscht in Unjoro eine gewisse Rechtlichkeit im geschäftlichen Verkehr, da der Wert jedes Gegenstandes vom Sultan selbst festgesetzt wird und fast nie variiert. Zum Beweise hierfür will ich eine Anekdote anführen, aus welcher außerdem hervorgeht, wie genau Kabarega über alle Vorgänge in seinem Gebiete unterrichtet war. Etwa einen guten Monat nach meiner Ankunft hatte ich ein Huhn gekauft und dafür 30 Muscheln bezahlt, während es nur 25 kostete. Bald darauf erschien ein Dragoman des Königs und brachte mir fünf Muscheln mit den Worten zurück: ‚Ein Huhn kostet nur 25 Sjimbi, während du 30 gegeben hast. Der Verkäufer hat unrecht gehandelt, und der König wird ihn bestrafen; aber er läßt dir

empfehlen, bei deinen Einkäufen darauf zu achten, einen Gegenstand nie über den Wert zu bezahlen, zunächst in deinem eigenen Interesse, und sodann, um den Markt nicht zu stören.'"

Nach fünfwöchigem Aufenthalte reiste Emin von Kabarega weiter zum König Mtesa von Uganda, mit dem er, nach längerem Aufenthalt in Mruli, Ende November in Ruwaga zusammentraf. An Mtesas Hofe weilte damals ein englischer Missionar, Wilson, der aber den Launen des Königs mit unverkennbarer Ängstlichkeit zu Willen war, während Emin ihnen, allerdings von Gordons Riesenschatten behütet, eine gewisse Kühle entgegensetzen konnte. Infolge einer Erkrankung schloß sich Mtesa von der Außenwelt ab, so daß Emin drei Monate auf die Erlaubnis zur Heimkehr warten mußte. Erst am 22. März brach er wieder in seine Provinz auf, reiste auf dem Wasserwege von Mruli bis Kauwera, dann über Land nach Magungo am Albertsee und kam am 21. Mai über Dufilé in Ladò an.

Dort erwartete ihn Dr. Junker, der berühmte deutsch-russische Reisende und Forscher, der während der nächsten Jahre in Emins Leben eine wichtige Rolle spielen sollte.

Dr. Junker erzählt von dem „endlosen Zeremoniell des arabischen Empfangs" und schildert dann Emin selbst: „Dr. Emin ist ein schlanker, fast magerer Mann, von etwas mehr als Mittelgröße, mit schmalem, von einem dunklen Vollbart umrahmten Gesicht und tiefliegenden Augen, welche durch

die starken Kristallgläser der Brille beobachtend hervorschauen. Seine starke Kurzsichtigkeit zwingt ihn zur Anstrengung und Konzentrierung seines Sehvermögens auf die vor ihm befindliche Person, was seinem Blick einen harten, mitunter lauernden Ausdruck verleiht. Der auch malerisch interessante Kopf, in welchem sich unverkennbar eine bedeutende Intelligenz ausspricht, läßt in nichts den Deutschen vermuten; das unleugbar orientalische Gepräge desselben erleichterte Dr. Emin wesentlich die Rolle eines Türken, welche er gegenüber der Beamtenwelt und dem Volke angenommen hatte, und die er vorzugsweise in den ersten Jahren seines Aufenthalts im Sudan und den Negerländern unentwegt durchführte. An jedem Freitag sah man ihn nach der Moschee gehen, wo er die vorgeschriebenen Gebete sprach. In seiner Haltung wie in seinen Bewegungen drückt sich eine beabsichtigte, stets kontrollierte Gemessenheit aus, welche berechnet ist, würdevoll und selbstbewußt zu erscheinen."

Inzwischen war Gordon Generalgouverneur des Sudan und zu seinem Nachfolger in Äquatoria Ibrahim Bey Fausi ernannt worden, der sich aber schwere Verfehlungen zuschulden kommen ließ, unter anderem auch dringend verdächtig war, selbst Sklavenhandel getrieben zu haben und darum sein Amt verlor und bestraft werden sollte. Als es sich darum handelte, einen passenden Nachfolger zu finden, schlug Junker Emin vor, der, wie er sagt, von Gordon nach „Einwendungen" auch ernannt wurde. Welcher Art diese Einwendungen waren, deutet Vita Hassan an, der erzählt, Gordon sei

in Verlegenheit um die Wahl eines Nachfolgers gewesen und habe, als Dr. Junker ihm Emin vorschlug, zunächst brüsk abgelehnt mit der Bemerkung, Emin möge erst „seinen wahren Namen nennen und zu seiner ursprünglichen Religion zurückkehren, dann werde er ihn zum Pascha machen". Schließlich aber habe er sich aus Empörung über Fausis Betragen, und da er sonst niemand für den Posten zur Hand hatte, herbeigelassen, Emin zum Gouverneur zu ernennen.

Schon vorher hatte sich übrigens ein kleines Mißverständnis zwischen Gordon und Emin ergeben, ebenfalls nach Vita Hassan: „In der Absicht, seine Tagebücher zu publizieren, sandte er das Manuskript an Gordon mit der Bitte, es nach England zu schicken; dieser aber schickte es ihm mit der Bemerkung zurück, daß er ihn als Arzt und nicht als Forschungsreisenden oder Gelehrten engagiert habe."

Immerhin: 1878 wurde Emin mit dem Titel eines Bey zum Gouverneur von Äquatoria ernannt, oder, wie sein arabischer Titel lautete, zum „Mudîr umûm bilâd Chatt-el-Estiwa".

Es ist sicher nicht Gehässigkeit (die ja auch dem gutmütigen Apotheker gar nicht lag), was Vita Hassan zu der Feststellung veranlaßt, Emin sei zum Gouverneur ernannt worden, weil Gordon „sonst niemand für den Posten zur Hand hatte". Nach allem, was wir über die Sachlage wissen, war vielmehr tatsächlich dieser Beweggrund entscheidend. Trotzdem ist es so gut wie gewiß, daß Emin seine Ernennung nicht als Glückszufall, sondern als verdienten Erfolg aufgefaßt, daß er

vor allem nie begriffen hat, wie sehr er von Gordons Größe zehrte.

Die Tätigkeit, die er als Gouverneur von Äquatoria entfaltet hat, wird von seinen Bewunderern stets als stärkstes Beweismittel für Emins überragende Bedeutung angeführt. Wieviel fromme Übertreibung dabei mit unterlaufen ist, mag unter vielen nur ein Beispiel zeigen. Professor Schweinfurth stellt seiner Sammlung von Emins Briefen ein Zeugnis des schottischen Missionars Felkin voran, das in den Sätzen gipfelt: „Große Bezirke hatte er an seine Provinz angeschlossen, was er nicht mit Waffengewalt, sondern durch persönliche Überredung erreichte. Dazu muß noch der Anbau von Baumwolle, Indigo, Kaffee, Reis, die Einrichtung einer regelmäßigen, wöchentlichen Post in seinem Gebiete, der Neubau fast sämtlicher Stationen, der Bau besserer, dauerhafterer Straßen und die Besorgung des Gütertransports durch Ochsen gerechnet werden." Bei der Besprechung der Verhältnisse in Äquatoria, um Neujahr 1885, die mit den Worten beginnt: „Während jener ganzen Zeit, früher wie später, verließ Emin Bey Ladò niemals . . .", stellt aber Junker nachdrücklich fest: „Wie Gordon und Gessi Pascha, verfolgte auch er die edelsten Ziele, und sein sehnlichster Wunsch war die Hebung, das glückliche Gedeihen des Landes; leider mußten auch bei ihm die Erfolge hinter seinen Erwartungen zurückbleiben; manches blieb bei bester Absicht nur Projekt, andrerseits aber wurden kurze Erfolge allzu optimistisch für dauernde gehalten. Dadurch allein wird es auch erklärlich, daß von anderer

Seite ungenaue Berichte über die Verhältnisse der Provinz in die Welt gingen, wobei die ersten Versuche, bessere Kulturverhältnisse anzubahnen, als bereits erzielte Erfolge dargestellt wurden, Versuche, die nichts weniger als wirkliche Erfolge waren. So sind z. B. der Anbau von Indigo, Kaffee etc., die Anlegung besserer, dauerhafter Straßen, der Verkehr durch Kamele und gar der Gütertransport durch Ochsen — von alledem wurde ja berichtet — aus dem Stadium der Projekte oder bescheidenen Anfänge doch wohl nicht herausgekommen."

Schon ein kurzer Blick zeigt, daß Junker bei den „ungenauen Berichten von anderer Seite" eben die Zeilen Felkins im Auge gehabt haben muß, auf die sich Schweinfurth beruft.

Ganz abgesehen davon bleibt festzuhalten, daß Emin, kaum ernannt, sich in ausgesprochenen Gegensatz zu Gordon gestellt, und daß der Enderfolg ihm Unrecht und also doch Gordon Recht gegeben hat. Diese Eigentümlichkeit, dem unmittelbaren Zugriff des Vorgesetzten entrückt, den eigenen Kopf aufzusetzen, steckte, wie wir in der Vorgeschichte gesehen haben und im folgenden noch mehrfach sehen werden, tief in Emins Wesen, mochte im allgemeinen Schlendrian türkischer Verwaltung hingegangen sein, führte aber hier, wo er sehr bald, allerdings ohne es zu ahnen, wirklich auf sich gestellt war, zu vernichtenden Folgen.

Gordon nämlich, der die Eroberung der Provinz für Ägypten vollendet hatte, und als Heerführer die vorhandenen Machtmittel zu werten wußte, hatte, um der Kräftezersplitterung vorzu-

beugen, nicht nur die Gründung neuer Stationen untersagt, sondern sogar die Räumung schon bestehender befohlen. Jede Station nämlich war bei den vielen kaum unterworfenen Stämmen ein Pfand, das die Regierung jeden Augenblick einzulösen haben konnte. Schwach besetzt, mußten die Stationen unwirksam bleiben, konnten sogar überrannt werden und dann kostspielige Straferpeditionen nötig machen; auch mußte notwendig selbst schwache Besetzung immer neuer Stationen die Truppenreserven der Provinz aufbrauchen. Eine starke Besetzung aber verbot sich von selbst, angesichts der zur Verfügung stehenden Truppenzahl. Wenn also Schweitzer einerseits zugibt, daß Emins „rein militärische Talente wahrlich nicht hoch anzuschlagen sind", andrerseits aber betont, daß Emin damals in der Äquatorialprovinz fünfzig Stationen sein nannte, deren drei von Sir Samuel Baker, zwölf von Gordon stammten und die übrigen von Emin, so beweist er damit wahrhaftig nichts für Emin. Emin hatte nicht nur selbst keine militärischen Talente, es fehlte ihm vor allem der Sinn für die unerhörte Wichtigkeit eben dieser Talente in einer neu eroberten Provinz. Das geht aus seinem Verhalten gegen seine besten Offiziere zur Genüge hervor, am eindeutigsten aus der Geschichte von Belagerung und Fall der Feste Amadi, auf die wir noch zu reden kommen werden. In reinem Beamtenehrgeiz „dehnte er seine Provinz weiter aus", ohne sich sonderlich mit der Frage zu beschweren, wie das Neuland zu halten sein würde.

Darüber wäre es fast zum Bruch mit Gordon

gekommen, der Gessi Pascha beauftragte, von Bahr-el-Ghasal nach Äquatoria zu gehen und die Räumung durchzuführen, während er Emin gleichzeitig zum Gouverneur von Suakim ernannte. Sein altes Glück rettete Emin: noch bevor die beiden Befehle durchgeführt werden konnten, trat Gordon, 1879, zurück, und sein Nachfolger Reûf Pascha ließ alles beim Alten, sei es, weil er den Glaubensgenossen Emin schonen wollte, sei es, weil er die Lage anders beurteilte, sei es, weil er sie überhaupt nicht beurteilen konnte.

Vorweggenommen sei hier, daß es ebenfalls unberechtigte Stationsgründung war, was Emins Dienstverhältnis zur Kolonie Deutsch-Ost ein Ende machte.

Bevor wir diese Betrachtung der Maßnahmen Emins vom militärischen Standpunkte aus schließen, mag noch der Beiname erwähnt sein, dessen er sich, nach Junker, bei den Negern zu erfreuen hatte. Sie nannten ihn „Abû nadara — Vater oder Urbild der Brille", eigentlich „des Spiegels", wohl auch: „Abû arbâ — Vater der Vier" (nämlich der vier Augen).

Daß die Beinamen des Negers für den Weißen fast immer genau überlegt und treffend gewählt sind, mag unter vielen anderen der Beiname „Bulamatari", das ist „Felszertrümmerer", „Steinbeißer", beweisen, der Stanley verliehen wurde. „Vater der Brille" dagegen ehrt den Arzt, ehrt den Forscher — den Krieger ehrt es nicht.

Am 1. Januar 1880 vertraute Emin seinem Tagebuch die Besorgnis an, daß er wegen seiner

wissenschaftlichen Arbeiten abberufen werden könnte, „die verschiedenen Persönlichkeiten höchst unangenehm waren". Auch diese Befürchtung zerstreute wohl Gordons Rücktritt, und kurz darauf konnte Emin im „Esploratore", der Zeitschrift des Kapitäns Manfredo Camperio, eine zusammenfassende Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Aquatoria veröffentlichen. Diese Arbeit zeugt von genauer Kenntnis von Land und Leuten, die sich Emin bei seinen vielen Reisen kreuz und quer durch die Provinz mit größter Gründlichkeit erworben hatte. Sie zählt alle Erzeugnisse des Landes auf, nennt Möglichkeiten zu ihrer Verwertung, weist neue Wege zur Nutzbarmachung der Ländereien.

Um angesichts so manchen harten Urteils, das im Vorhergehenden schon gefällt wurde, jedes mögliche Mißverständnis auszuschließen, sei hier nochmals betont, daß Emin als Verwaltungschef eines gründlich unterworfenen Gebiets, mit allen Geld- und Machtmitteln eines geordneten Staatswesens hinter sich, zweifellos Hervorragendes geleistet hätte. Seine organisatorischen Erfolge unter Verhältnissen, die wesentlich ungünstiger gelagert waren, verdienen natürlich doppelt Anerkennung, nur waren sie eben — und hier beginnt die Tragik — vielfach verfrüht oder überhaupt fehl am Ort. Und wenn vielleicht manchen hier zu viel von Emins tragischen Versäumnissen, zu wenig von Emins Leistungen die Rede ist, so sei zunächst daran erinnert, daß Emins Leistungen neuen Lobes nicht zu bedürfen scheinen und daß ferner nur diese Leistungen zur Tragik werden las-

sen, was sonst blanke Lächerlichkeit sein müßte. Hierher gehört die Tatsache, daß zur Zeit, als Casati in Kibiro in Todesgefahr auf den Regierungsdampfer wartete, dieser Dampfer nicht kam, weil er weit nilabwärts eben auf Glanz frisch lackiert wurde. Hierher auch die andere, daß 1887, als nebst vielem anderen vor allem schon Pulver knapp zu werden begann, Emin in seinem Tagebuch erwähnt: „Ein neuer Fund! Ein hiesiger Soldat schnitzte sehr hübsche Löffel, gerade so, wie sie überall im Dienste gebräuchlich sind, und da bei uns Metallöffel jetzt selten werden, so kann uns dieser Künstler Dienste leisten. Ich habe sofort drei Dutzend Eßlöffel und ein Dutzend solche für die Küche bestellt. Jetzt will ich versuchen, einen Drechselapparat zu konstruieren, und dann Kaffeetassen aus Hippopotamus-Zähnen drechseln lassen."

Cortez in Meriko hatte sich dreieinhalb Jahrhunderte früher seinen Pulvervorrat selbst ergänzt, indem er den Schwefel dazu vom Krater des Popocatepetl herunterholen ließ. Sogar die Mahdisten in Omdurman versuchten sich bei Kitcheners Nahen in der Herstellung von Schießpulver.

Im Sommer 1880 unternahm Emin von Ladò aus eine Reise nach Makraka, die hauptsächlich der naturwissenschaftlichen Forschung galt, doch frühzeitig abgebrochen werden mußte, da Emins Vertreter in Ladò sich den beginnenden Verwicklungen gegenüber nicht zu helfen wußte.

Am 17. bis 22. August bemerkt Emin in seinem Tagebuch: „Reiche Post. Von Bahr-el-Gasal un-

abhängig ernannt und zur Errichtung von Stationen Erlaubnis erhalten. Nun soll es endlich vorwärts gehen."

Und es ging vorwärts. Schon am 25. September brach Emin abermals von Ladò auf, ging auf dem Landwege nach Redjaf, von dort bis gegen Bedden. Nach Ladò zurückgekehrt, drang er von da aus in die Landschaften Latuka und Schuli, östlich vom Weißen Nil, vor. Am 28. November 1880 schreibt er an Konsul Hansal nach Chartum: „Vom Sultan Mbio, der nun seit achtzehn Jahren als unzugänglich galt, ist mir eine freundliche Einladung zugekommen und ich beabsichtige, selbe auch zu benutzen, da der Elfenbeinreichtum dieses Niam-Niam-Herrschers beinahe proverbial geworden ist und die Anbahnung freundlichen Verkehrs mit den Chefs mir stets am Herzen lag."

Dann wird der Bau von neuen Stationen in Loggo, zweier anderer in Latuka und der Plan einer dritten in Berri erwähnt, desgleichen der beabsichtigte Bau von Fatango. Aus Fadibek berichtet Emin: „Das Gouvernement besaß hier früher eine blühende und gut gelegene, gesunde Station (die Höhe von Fadibek beträgt über dreitausend englische Fuß); als aber Gordon Pascha, um Ersparnisse zu machen, die Auflassung aller südlichen Stationen anordnete, mußte auch sie verlassen werden, obgleich ihre Erträge an Elfenbein die jährlichen Kosten weit überstiegen."

Wir haben schon gesehen, daß Gordon die Gründung und Erhaltung von Stationen eben nicht vom geschäftlichen, sondern vom militärischen Standpunkt aus beurteilte. Emin war an-

derer Ansicht. Fadibek wurde neu gegründet, desgleichen die Station Fauwera.

Am 14. Januar 1881 traf, von Kairo aus zum Apotheker im Sudan ernannt, Vita Hassan, ein Tunesier, in Ladò ein. Er blieb nicht lange Apotheker; Emin verwendete ihn sehr bald schon im Verwaltungsdienst, ließ ihm gelegentlich erstaunlich freie Hand und hörte schließlich sogar in rein militärischen Angelegenheiten auf seinen Rat.

Die Beziehungen Emins zu Hassan erreichten rasch einen Grad von Wärme, der über das übliche Verhältnis gerade dieses Vorgesetzten zu seinen Untergebenen weit hinaus ging. Vita Hassan nannte sich selbst einen Europäer, fühlte sich stets als Weißer und wurde von Emin auch demgemäß behandelt. Auf den Reisen des Jahres 1881 ließ sich Emin fast durchwegs von Hassan begleiten.

Im Sommer des Jahres 1881 kamen beunruhigende Nachrichten von Dr. Junker nach Ladò, der, nachdem er den vielumstrittenen Flußlauf des Uëlle erforscht hatte, nun unter den Eingeborenen festsaß und fast sein ganzes Gepäck eingebüßt hatte. Dr. Emin teilte ihm mit Briefen vom 12. August und 10. September mit, daß er den Kapitän Hauasch Effendi beauftragt habe, alle zum Schutze des Forschers nötigen Maßregeln zu ergreifen.

Der genannte Kapitän betrachtete diesen Befehl als Vollmacht zu Kriegszügen, die über den ursprünglichen Zweck — Dr. Junkers Schutz — allerdings weit hinausgingen. Doch bekam der Forscher sein Gepäck zurück und richtete, hocherfreut darüber, einen Brief an Emin, in dem er die Ver-

dienste des Kapitäns nachdrücklich hervorhob und ihn zur Beförderung empfahl. Leider traf zur gleichen Zeit bei Emin ein Schreiben des italienischen Forschungsreisenden Casati ein, der Hauasch einer Reihe von Schandtaten bezichtigte und über ihn, als Mann wie als Soldaten, ein vernichtendes Urteil fällte.

Emin half sich, indem er die beiden einander widersprechenden Briefe nach Chartum sandte; dort fand wohl Dr. Junkers Brief mehr Glauben, denn Hauasch Effendi wurde befördert. Das hinderte Emin nicht, am 25. Dezember an Junker zu schreiben: „Hauasch Effendi ist auf meine Bitte zum Saghkol Aghassi befördert worden (Adjutant Major), da er bisher nur Kapitän gewesen. Bitte, ihn zu verständigen."

Die Urteile über Hauasch gehen so weit auseinander, daß es tatsächlich schwer ist, ein einheitliches Bild von ihm zu gewinnen. Für Casati ist und bleibt er ein grausamer Schurke, fast ein Mörder; Junker erhält seine ursprünglich günstige Meinung zumindest nicht aufrecht, Vita Hassan aber nennt sich mit Stolz seinen Freund und weiß fast nur Gutes von ihm zu erzählen. Emin selbst hat ihn sehr ungleich behandelt, abgesetzt und verbannt, in Gnaden wieder aufgenommen, ihm in der Mahdizeit große Selbständigkeit eingeräumt und ihn schließlich gegen die meuternden Truppen doch nicht halten können.

Wenn auch fraglos nicht eben ein Mann mit weißer Weste, so besaß Hauasch doch gewiß große Tatkraft, mit Strenge und Ordnungsliebe gepaart. Stanleys Offizier Mounteney Jephson zum

Beispiel konnte sich über die musterhafte Ordnung in des Majors Station Dufilé nicht genug verwundern. Unter straffer militärischer Führung hätte Hauasch, wenigstens als Soldat, sicherlich wertvolle Dienste leisten können. Doch für Soldaten fehlte Emin die Hand.

Der Herbst 1881 führte Emin nach Rohl. Dort verweilte er längere Zeit in der Station Bufi, einem Knotenpunkt des Sklavenhandels, und nahm den Händlern die Sklaven hundertweise ab. Seine Berichte atmen Haß und Verachtung gegen die „Danakil" (Dongolaner = Sudan-Araber). Er schreibt davon, daß es keiner großen Mühe bedürfte, „um dies Pack samt und sonders totzuschlagen". Im selben Zusammenhang erwähnt er aber auch, daß, solange Bachit Bey in Makraka hause, dort keine Ordnung möglich sei. Auf diese Bemerkung werden wir sofort zurückzugreifen haben.

Von Bufi ging Emin nach Station Ajak, erhielt aber unterwegs die Nachricht, daß die dortigen Danakil, um ihre Stammesbrüder von Bufi und Makraka zu rächen und sich selbst vor ähnlichem Unheil zu bewahren, ihn bei der Parade erschießen wollten. Emin ging nach Ajak, hielt die Parade ab, blieb zwei Wochen in der Station und wurde nicht behelligt. Persönlich feige war er nicht — persönlich mutig ebensowenig. Die Begriffe Tod und Gefahr hatten keinen Platz in seinem Kopf. Auch war sein Maß noch nicht voll — die Messer gekränkter Glaubensgenossen sollten ihn erst später treffen.

Die Erwähnung Bachit Beys im Tagebuch bietet die Veranlassung, uns mit dem Schicksal dieses Offiziers näher zu befassen. In dem schon früher erwähnten Briefe vom 25. Dezember, in dem auch von Hauasch die Rede war, schrieb Emin über ihn an Junker: „Bitte recht herzlich, ein Auge auf Bachit Bey zu richten, mit dem ich durchaus unzufrieden bin und den ich nur faute de mieux gesandt habe."

Mit diesem Urteil über Bachit Bey steht Emin allein. Denn Junker erwähnt ihn wiederholt mit Achtung, Casati nennt ihn: „einen Mann von steifem Nacken, aber von erprobter militärischer Tüchtigkeit", und auch Schweitzer weiß nur Gutes über ihn zu berichten.

Im Frühjahr 1882 weilte Emin mehr als drei Monate in Chartum, um sich Abd-el-Kader Pascha, dem neuen Generalgouverneur, vorzustellen. Als „Ergebnis" dieser Reise nennt Schweitzer die Abberufung Nur Bey Mohammeds, des bisherigen Oberbefehlshabers der Truppen in Äquatoria, und Bachit Bey Batrakis, des Chefs von Makraka. Wenn er aber hieran einige bittere Betrachtungen knüpft, wie z. B.: „Während also der neue Generalgouverneur, der die Dinge im Sudan zu überblicken kaum in der Lage war, dem Gouverneur der Äquatorialprovinz zwei tüchtige Offiziere nahm, überwies er Emin zugleich ein Dutzend andere ägyptische Offiziere, deren Zuverlässigkeit und Treue sich erst kurz vorher so schlecht wie möglich bewährt hatte", oder: „Soweit sich übersehen läßt, erfolgte diese Abberufung sehr gegen den Willen Emins, der damit zwei erfahrene Offiziere verlor,

was in dem Augenblick, wo neue Unruhen drohten, doppelt empfindlich sein mußte", so ist das um so schwerer verständlich, als gerade Schweitzer die oben angeführten Stellen in Emins Tagebuch und in seinem Brief an Junker abdruckt. Bei dieser Gelegenheit macht Schweitzer auch einen Ausfall gegen Vita Hassans Glaubwürdigkeit, den er aber sonst nicht ungern zitiert.

Bei Emin selbst findet sich kein Wort des Bedauerns über den Verlust des tüchtigen Obersten, die Stelle in seinem Brief an Junker vom März 1883: „Ich selbst sitze hier und erwarte nun seit 8 Tagen die Träger von Makraka, wo jetzt als Chef Ibrahim Aga (von Kabajendi) installiert ist. Bachit Bey ist ohne Sang und Klang nach Chartum gesandt worden", spricht gewiß weit eher von Freude als von Schmerz. Die Frage gewinnt an Bedeutung dadurch, daß während Emins Besuch in Chartum der Mahdiaufstand schon über seine Anfänge hinaus war — Reûf Pascha war ja wegen der Niederlage Bachit Beys gegen den Mahdi abgerufen und durch Abd-el-Kader ersetzt worden. Emin schrieb darüber an Professor Dr. Schweinfurth: „Sie kennen die Geschichte vom ‚Mahdi' Mohammed Achmed, und wie es ihm gelungen ist, Anhänger zu finden und zuletzt sogar den Mudir von Faschoda, der, ein guter Mann, aber ein schlechter Soldat, mit Vernachlässigung auch der gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln gegen ihn auszog, mit beinahe all seinen Leuten einfach niederzumetzeln. Solcher Erfolg nun ermutigte den Urheber der ganzen Tragikomödie, nach allen Richtungen Boten zu senden

und den Araberstämmen aufzugeben, sich ihm anzuschließen, da die Zeit gekommen sei, die ‚Türken' aus dem Sudan zu verjagen. Der Funke zündete, und an verschiedenen Orten zugleich brachen Unruhen und Aufstände aus. — Wären zu dieser Zeit überhaupt Truppen zur Verfügung gestanden, so wäre es leicht gewesen, die Situation zu meistern — leider hatte man sich in Chartum nicht genügend vorbereitet, und so geschah es." Wenn Emin also für den Mangel an Vorbereitung in Chartum ein Auge hatte, so hätte er, da er ja auch sonst mit Kritik an den Maßregeln seiner Vorgesetzten nicht sparsam war, gewiß Worte lebhafterer Ablehnung gefunden, falls die Abberufung des Obersten wirklich gegen seinen Willen erfolgt wäre und, vor allem, falls er sie in ihrer Tragweite überhaupt begriffen hätte.

Ganz entgegen Schweitzers Meinung scheint uns Vita Hassan mit seiner Darstellung des Falles doch Glauben zu verdienen, dies um so mehr, als er durch Casati maßgebend unterstützt wird. Der Apotheker nämlich führt Bachit Beys Sturz auf die Einflüsterungen eines gewissen Ibrahim Gurguru zurück, eines Danagla (Nubo-Arabers), der damals bei Emin hoch in Gunst stand und dem tüchtigen Obersten seine schöne Stellung neidete. Zwischen den fast durchwegs aus Nubo-Arabern, also Mohammedanern, gebildeten Chutarije (Miliztruppen) und den regulären, meist heidnischen Negersoldaten bestand übrigens seit jeher eine scharfe Spannung. Das allein hätte Emin gegen die Verdächtigungen mißtrauisch machen sollen, die ein Araber gegen einen Negeroffizier vorbrachte.

Doch Emin lieh Zwischenträgern allzu gerne und allzu leicht sein Ohr, in diesem Falle wohl doppelt leicht, da der Zwischenträger „Rechtgläubiger“ war.

Bachit Bey war einer der alten Offiziere, die noch unter Baker und Gordon bei der Eroberung der Äquatorialprovinzen mitgekämpft hatten. Der Abschied von dem Lande, das seine Mannestaten gesehen und dem durch Jahrzehnte sein Wirken gegolten hatte, mag dem Obersten schwer gefallen sein. Die Abberufung aus der freien Selbständigkeit seiner Außenstellung, aus stetem Kleinkrieg, Beutezügen, Scharmützeln, nach Chartum mit seinem Gamaschendienst, kam ja auch einer Strafversetzung ziemlich gleich. Doch der Oberst, alter Kriegssoldat, wußte zu gehorchen. Er brach, verbittert oder nicht, von Makraka auf und zog nach Ladò, um dort den Dampfer nach Chartum zu nehmen. Daß er mit Frauen, Kindern, Dienerschaft und allem Hausrat und Gepäck nicht ohne bewaffnete Begleitung durch die Gebiete aufrührerischer Negerstämme ziehen konnte, lag auf der Hand. Sein Widersacher Ibrahim aber, nicht zufrieden, den Obersten aus der Befehlsstelle verdrängt zu haben, wollte ihm an der Ehre schaden und redete Emin vor, Bachit Bey habe sich empört und ziehe nun mit bewaffneter Macht gegen Ladò, um sich die Stadt, wohl auch die Provinz zu unterwerfen. Ein Gerede, das nach Lüge stank — denn abgesehen von dem geradsinnigen Wesen des Veteranen, das Empörung ausschloß, war ein Handstreich auf Ladò zu handgreiflich unsinnig, als daß man ihn einem

gefunden Hirn hätte zutrauen dürfen. Emin aber glaubte der Verleumdung und betraute den Verleumder sogar mit der Aufgabe, den angeblichen Aufruhr zu unterdrücken und den Aufrührer gefangen zu nehmen. Dabei schnitt nun Ibrahim Gurguru, und in seiner Person auch die Regierungsgewalt, die sich vorschnell hinter ihn gestellt hatte, jämmerlich schlecht ab. Im Kreise seiner Truppe — lauter Kriegssoldaten, die ihrem tapferen Führer blind ergeben waren — empfing der Oberst den Sendboten der Regierung, der mit hundert Irregulären ankam, und sagte ihm den Zweck seines Kommens verachtungsvoll auf den Kopf zu: „Sie kommen, um mich nach dem Befehl des Mudirs tot oder lebendig gefangen zu nehmen? Als Empörer? — Wenn ich das wäre — glauben Sie dann, daß Ihre hundert Chutarije mich einschüchtern würden? — Daß ich nicht Sie und Ihre Handvoll Leute in einem Augenblick vernichten könnte? — Nein, ich bin ein alter Soldat und kenne meine Pflicht — gehen Sie und melden Sie das dem Mudir!" Und Ibrahim Gurguru ging, ohne die Ausführung seines Auftrags auch nur versucht zu haben. Und meldete es Emin. Und wurde an Bachit Beys Stelle zum Verweser des Bezirkes Makraka ernannt. Und war der erste von Emins Unterführern, der offen zum Mahdi überging!!

Das Gerücht von der angeblichen Empörung Bachit Beys hat wohl auch Casati erreicht, der aber, obwohl er sonst in Fragen der Disziplin scharf urteilt, sich diesmal sogar auf die Seite des vermeintlich Schuldigen stellt. Er rühmt die

„achtenswerten kriegerischen Tugenden", die den Obersten bei seinen Soldaten so beliebt gemacht hatten, gibt zu, daß der Offizier die Rolle nicht dulden konnte, die man ihn, „einem erfahrenen und berüchtigten Sklavenhändler gegenüber, wie Ibrahim es war, spielen ließ" und stellt schließlich fest, daß Bachit „geschlagen und besiegt nach Chartum geschickt wurde".

Vita Hassan behauptet, daß er in der Erkenntnis, wie wichtig kriegserfahrene Offiziere dem unkriegerischen Gouverneur sein mußten, alles getan habe, um die beiden der Provinz zu erhalten, damit aber bei Emin nicht durchgedrungen sei. Den Grund sieht er im Charakter des Mudirs, von dem er bei dieser Gelegenheit folgendes Bild entwirft: „Emin ist ein Mann, der stets in den Schatten gestellt zu werden befürchtet. In hohem Grad eifersüchtig auf seine Macht, die er ungeteilt besitzen will, ist er argwöhnisch gegen jedermann. Er will stets kleine Untergebene haben, und wenn einer von ihnen sich um einen Millimeter erhebt, wird er sofort der Gegenstand seines Mißtrauens: er sucht ihn dann zu entfernen, oder, wenn das nicht möglich ist, ihm Schwierigkeiten zu bereiten und Intrigen anzuzetteln und ihn so mit den andern Beamten zu entzweien, damit er nicht mehr zu fürchten ist." Dies Urteil über einen hohen Verwaltungsbeamten könnte vernichtend scheinen — aber Emin war ja eben kein „Staatsdiener", etwa im friderizianischen Sinne. Seinem Wirken und Denken fehlte der Hintergrund und Nährboden der „res publica", des Gemeinwesens, er fühlte sich als losgesprengter Weltkörper in einem fremden

Kosmos. Dies auch die Erklärung dafür, wie verschieden er oft — verschiedenen Leuten gegenüber allerdings — über die gleiche Frage urteilen konnte.

Wir haben im vorigen Abschnitt gezeigt, daß der Brennpunkt, zugleich aber auch die wunde Stelle der ägyptischen Eroberung des Sudans die Aufhebung der Sklaverei war. Die Haltung der ägyptischen Regierung war keine klare. Daran Kritik zu üben, konnte einem hohen Beamten dieser Regierung gestattet sein — nur dann allerdings, wenn er für sich die Frage mit Ja oder Nein entschieden und so dem Schwanken der Regierung die eigene klare Einstellung entgegenzusetzen hatte.

Das aber war Emins Sache nicht. Als europäisch geschulter Gelehrter hielt er, von Menschheitsidealen erfüllt und von Erwägungen über ihre Durchführbarkeit nicht sonderlich belastet, an dem papiernen Leitsatze fest, die Befreiung der schwarzen Menschenbrüder sei Ehrenpflicht der weißen Rasse.

Als Moslem — wenn auch, wie wir gesehen haben, sein Mohammedanertum eher ein politisches als ein religiöses Glaubensbekenntnis war — als Moslem also mußte er die Sklaverei, in bestimmten Formen wenigstens, nicht nur gelten lassen, sondern er ließ sie sogar in seinem eigenen Hauswesen gelten. Die Mutter seiner Tochter und Erbin Ferida war eine abessynische Sklavin.

Als „altem Afrikaner" aber, der Jahre lang Nilwasser getrunken hatte, war ihm die praktische Undurchführbarkeit der schönen Theorie von der Aufhebung der Sklaverei geläufig; er nahm gegen allzu krasse Auswüchse des Menschenhandels ge-

legentlich sehr energisch Stellung, war aber sonst gerne bereit, eines oder beide Augen zuzudrücken.

Diese Dreiheit seines Wesens zeigt sich u. a. besonders klar in drei Briefen aus dem Frühjahr 1882.

Am 21. April schreibt er an Professor Schweinfurth, aller Hoffnungen und hohen Lobes voll, über die „wichtigste, weil humanitäre Tätigkeit in der Sklavenfrage" und wünscht dem neuen Minister des Sudans „den Erfolg, den er anstrebt, und die Sympathien der Welt".

Am 18. Mai beklagt er dem Kapitän Camperio in Mailand gegenüber das „unerträgliche Durcheinander" und fährt fort: „Sie wissen, daß es die Regierung für gut befunden hat, die Sklaverei im Prinzip abzuschaffen, und daß jeder Sklave, der in Zukunft seine Freiheit verlangt, sie auch ohne Verzögerung erhält. Überlegen Sie einmal die Tragweite eines solchen Vorgehens im Lande, wo jedes Haus voll mit Sklaven beiderlei Geschlechtes ist."

Um die gleiche Zeit etwa teilt er endlich auch Dr. Junker, wie früher schon Professor Schweinfurth, die Ernennung Giegler Paschas zum Chef der neugeschaffenen Abteilung zur Unterdrückung des Sklavenhandels mit, fügt aber diesmal kein überschwengliches Lob, sondern die zweifelsschweren Sätze an: „Wie sich die Verhältnisse im Sudan nun gestalten werden, ist mir unklar, auch eine Beurteilung der Chartumer Maßregeln mir unmöglich. Peccatur extra muros et intra."

Aus dem letztgenannten Briefe ist auch noch die Schilderung des beginnenden Mahdiaufstandes

wegen ihres geradezu leichtfertigen Tones bemerkenswert. Emin brauchte durchaus nicht vom Hörensagen zu urteilen, da er, als er an Junker schrieb, eben erst von Chartum nach Ladò zurückgekehrt war. Er nennt aber Mohammed Achmed, den Mahdi, fortgesetzt den „Fakir“ und spricht in durchaus wegwerfendem Tone von törichten Regierungsmaßnahmen zu seiner Unterdrückung. Diese Kritik an der Chartumer Regierung ist es, die Emin, für jeden billig Denkenden, der Entschuldigung beraubt, er habe die spätere Ausdehnung des Mahdiaufstandes nicht ahnen können. Tatsächlich hat er sich zwei Jahre später viel unvorbereiteter überraschen lassen, als es bei einigem Scharfblick erlaubt gewesen wäre.

Am 16. März 1883 traf der Dampfer Talahani in Ladò ein und brachte neben anderen auch Nachrichten über die zunehmende Ausdehnung des Mahdiaufstandes; tatsächlich war dieser Dampfer der letzte, der den Weg von Chartum nilaufwärts fand. Emin aber scheint blind und taub für das nahende Schicksal. Ein Brief, den er am 14. April, also kurz nach Eintreffen des Dampfers, an Junker über die Lage schreibt, zeigt den gleichen unbekümmert spöttischen Ton wie andere vorher: „Aus den Zeitungen werden Sie ersehen, was in der Welt vorgegangen ist; wie die Ägypter unter Arabi Pascha Krieg gespielt haben und die Engländer ihnen auf die Finger geklopft haben; wie sie den Suezkanal forciert und die ägyptische Armee aufgelöst, wie sie Alexandrien bombardiert (Schweinfurth war daselbst) und zu guter Letzt

sich in Ägypten häuslich niedergelassen haben, auch keine Miene machen, wieder wegzugehen. War doch der Khedive selbst während des Bombardements an Bord eines englischen Schiffes."

Abgesehen davon, daß die letzte Behauptung handgreiflich falsch war, klingt die völlige Teilnahmslosigkeit der Anfangssätze im Munde eines Mohammedaners und ägyptischen Beamten nicht sonderlich erfreulich. Die nachfolgende Schilderung über den Stand der Mahdibewegung steht ungefähr auf gleicher Höhe. Auch die Nachricht, daß der Aufstand zum Teil schon auf den Bahr-el-Ghasal, seine Nachbarprovinz, übergegriffen habe, gibt Emin völlig unbeteiligt weiter. Trotzdem er daran einige recht absprechende Bemerkungen über Lupton Bey, den Gouverneur von Bahr-el-Ghasal knüpft, der Jahre vorher Emins Untergouverneur gewesen war, läßt er eine zwei Tage später dem gleichen Schreiben angefügte Nachschrift mit den Sätzen beginnen: „Sie irren sich, wenn Sie voraussetzen, daß ich über die Vorgänge am Ghazal besser unterrichtet bin als Sie: seit Monaten fehlen mir alle Nachrichten, und ich kann mich nur über Lupton wundern, der doch hier Verwaltung gelernt haben sollte. Er ist übrigens am Ghazal das fünfte Rad am Wagen."

In völliger Verkennung der Sachlage aber und unfähig die Gefahr zu begreifen, die von Bahr-el-Ghasal her seiner eigenen Provinz drohte, ging Emin, nachdem der Dampfer am 14. April 1883 Ladò verlassen hatte, mit Casati, der aus Mombuttu zu Besuch gekommen war, dahin zurück, besetzte auf dem Wege die Station Tandia neu

und gründete im Dungulande zwei neue, Mundu und Dungu. Welche Kräftezersplitterung darin lag, blieb ihm immer noch verschlossen.

Knapp vor der Abreise richtete er an Junker einen Brief, in dem er die Zustände im Bahr-el-Ghasalgebiete als „nicht gerade erquickliche" bezeichnet, die Hoffnung ausspricht, daß Ssatti Effendi, „dieser zweizüngige Bursche", wie er ihn nennt, „irgendwo umgebrungen worden ist" und schließlich auch erwähnt: „Slatin ist zweimal verwundet worden, lebt aber." Wußte er von Slatins Verwundungen, so mußte er auch von den schweren Kämpfen wissen, in denen er sie erhalten hatte. Wenige Zeilen später klingt es auch wie Selbstbesinnung auf: „Es ist mir manchmal schon in den Sinn gekommen, wie es denn werden würde, wenn der Mahdi, weil es im Norden schief ginge, sich in das Ghasalgebiet würfe. Danagla gibt es ja dort von der besten Qualität, und Waffen und Munitionen und Sklaven ... doch man soll den Teufel nicht an die Wand malen."

Doch es ist keine Selbstbesinnung, nur ein Spiel mit Worten. Denn unmittelbar darauf geht er auf ganz andere Themen über, erwähnt, daß er Gambari „die Nägel etwas beschnitten habe", demselben Gambari, von dem er fünfviertel Jahre zuvor, ebenfalls an Junker, geschrieben hatte: „Gambari, der Chef von Kubbi, ist jetzt hier und kehrt in seine Heimat zurück; er ist gut und gefällig."

Dann aber folgen einige Sätze, die sich nicht ohne Schauer lesen lassen, denn sie zeugen von einem Maß von Verblendung, das kein Tragödien-

dichter seinem Helden ohne weiteres zuteilen dürfte: „Uando ist eingeladen, sich äußerst ruhig zu verhalten, ich sende jetzt hundert Mann Truppen dorthin zur Errichtung neuer Stationen gegen die Kongoecke zu. Es wäre mir unlieb, Herrn Stanley in kürzester Zeit auf dem Hals zu haben. So wollen wir das Praevenire versuchen."

Von eben jener Kongoecke aus drang nämlich tatsächlich wenige Jahre später Stanley zum Entsatze Emins nach Aquatoria vor.

Während so Emin seine Provinz immer „weiter ausdehnte", erhoben sich im Distrikte Rohl die Dinka und metzelten die Besatzungen in Rumbek, Ajak und Gogh-el-Muchdar nieder. Emin, den die Nachricht davon nahe dem Dungu erreichte, schreibt darüber an Schweinfurth: „Es ist mir völlig unbegreiflich, wie das zugegangen ist und wie die Leute ohne jede Veranlassung zu Gewalttaten schreiten konnten — doch das ist es eben. Was mag die Veranlassung gewesen sein?"

Wir werden die Veranlassung kennen lernen.— Zu der Straferpedition, die von Emins Vertreter Osman Latif, dem Vita Hassan zur Seite stand, von Ladò ausgesandt wurde, steuerte übrigens auch Lupton Bey vierhundert Mann und siebzehntausend Patronen bei und erhielt dafür eine beträchtliche Anzahl von Rindern aus der großen Beute.

Als kurz darauf Lupton selbst in Bedrängnis geriet, fand er bei Emin allerdings nicht das gleiche Entgegenkommen. In einem Briefe vom 20. September 1883 schreibt Emin an Junker u.a.:

„Lupton aber scheint es böse zu gehen, seine

Briefe sind gar ernst, ich wünsche ihm das Beste, denn er ist ein braver guter Mensch; aber beistehen kann ich ihm nicht, dafür hat die Hokumdarie (Generalgouvernement) gesorgt."

Ein durchsichtiger Vorwand, denn wenn schon keine Truppen verfügbar waren, so mußten doch wohl von den siebzehntausend Patronen noch erhebliche Restbestände vorhanden sein. Daß er dem weißen Nachbarbeamten unter allen Umständen Hilfe leisten mußte, wenn aus keinem andern, so aus dem einfachen Grundsatz: Treue um Treue! — diese Erwägung scheint Emin nicht gekommen zu sein. Im gleichen Briefe kommt Emin nochmals auf diesen Punkt zurück und wiederholt: „Es tut mir leid, daß ich nicht imstande bin, ihm die gewünschte Munition oder Zündkapseln zu senden; meine Magazine sind aber leer, und bevor nicht ein Dampfer kommt, der möglicherweise etwas bringt, habe ich absolut nichts zu vergeben."

Abgesehen davon, daß die Magazine nicht leer waren, wie wir später noch sehen werden, denn am 15. Juni 1884, als die Mahdisten in Äquatoria erschienen waren, schreibt Emin an Junker, daß Kabarega, der Negerkönig, „um Munitionen usw. schicken könne, wenn er sie haben wolle", ganz abgesehen also davon hätten ja auch die letzten Neugründungen unterlassen und die dadurch ersparten Munitionsmengen an Lupton gesandt werden können.

Während seine Truppen im Verein mit denen Luptons im Norden kämpften, gab Emin, wie Schweitzer es schonend ausdrückt: „seinen schnell gefaßten Entschluß, selbst nach dem bedrohten Di-

strikte Rohl zu gehen, wieder auf, allein er hielt es doch für geboten, so schnell wie möglich nach Ladò zurückzukehren." Dieser schleunige Rückmarsch führte ihn über Mombuttu, und die wenigen Tage seines dortigen Aufenthaltes benützte er zu einer Maßnahme, die Casati, und nach ihm auch Schweitzer, in größter Kürze damit abtun, er habe über die Häuptlinge Mambanga und Ruginell „die Todesstrafe verhängt". Vita Hassan erwähnt davon überhaupt nichts. Um so ausführlicher aber läßt sich Dr. Junker über die näheren Umstände aus. Und diese werfen ein sehr eigenartiges Licht auf den Menschen Emin. Das Zeugnis Junkers in dieser Sache ist so wichtig, daß es im Wortlaut angeführt zu werden verdient:

„Emin Bey war dann mit Ibrahim zusammen auch in Mombuttu und schrieb mir damals: ‚Tangsi, 3. Juli 1883. Mambanga ist gestern gekommen und hat in höchst theatralischer Weise mir seine Unterwerfung gemacht und ist entzückt und mit Geschenken beladen von mir fortgegangen. Er scheint das Danaerwort nicht zu kennen. Gambari ist, wie ich mich überzeugt habe, ein großer Lump, und obendrein Konspirator; so wird wohl auch er an die Reihe kommen.' Außer den Nachrichten, die ich Emin Bey verdankte, sind hier noch einige Worte aus jenem letzten Brief, den mir Burus Sohn kurz vor meiner Abreise von Semio überbrachte, bemerkenswert. Es heißt in dem Brief, der nach der Rückkehr des Gouverneurs aus Mangbattu geschrieben ist (von Emin): ‚Ladò, 20. September 1883. Leider habe ich auch einige von den Herrn (nämlich in Mangbattu)

nicht gerade sanft behandeln müssen. Sie werden gehört haben, daß Mambanga gestorben: er war eine dauernde Gefahr für das ganze Land und hat zuletzt mir noch seine Pläne von einer Reorganisation Mombuttus mit ihm und Gambari an der Spitze offen entwickelt. Er hatte übrigens Ihnen den Tod geschworen und ebenso Casati. Gambari und sein ganzes Gezücht wird in nächster Zeit wohl zu weichen haben. Das größte Unglück aber für uns alle ist die Unsicherheit der Grenzen zwischen Bahr Ghasal und hier. Ich hatte, als ich in Chartum war, S. Exz. G..... Pascha und später Abd-el-K.... Pascha vorgeschlagen, Sie als Schiedsrichter zu nehmen. Lupton, den ich verständigt, war völlig einverstanden. Der Europäer antwortete mir, daß in inneren Verwaltungsfragen man keinen Europäer als Richter aufstellen könne, und der Araber betete ihm nach.' Mambanga war also nach dem Wortlaut in Emins Brief ‚gestorben' und diese Nachricht war mir neu. Burus Sohn behauptete dagegen, sicher zu wissen, daß Mambanga auf Emin Beys Befehl heimlich erschossen worden war. Allerdings konnte ich das damals, und insbesondere nach Angabe des Gouverneurs in einem früheren Briefe, daß Mambanga entzückt und mit Geschenken beladen von ihm gegangen sei, nicht glauben, bis ich die Bestätigung davon in Makaraka und später aus dem Munde Dr. Emins selbst empfing. Ich gestehe, daß mich dies peinlich berührte, um so mehr, als ich mich dabei lebhaft erinnerte, wie ich auf meiner Reise in Mombuttu die Herrscher und Häuptlinge immer und überall auf die Ankunft des milden und nachsichtigen eu-

ropäischen Gouverneurs vertröstet hatte. Ich hatte das Gefühl, als hörte ich mich von meinen schwarzen Freunden nun noch nachträglich der Lüge zeihen, und das tat mir weh. Nicht minder bedauerte ich, daß Emin Bey, wie ich später erkannte, auch sein Ohr offenbar bösen Einflüsterungen (damals war Ibrahim Gurguru bei ihm!) geliehen und manches zu leichten Glaubens hingenommen hatte. Die Herrschsucht, das Ränkespiel und mancherlei andere Untugenden teilte Mambanga schließlich mit den meisten seiner Rasse. Nicht als Rebell war er seinerzeit in den Kampf gezogen, denn er hatte ja die ‚Segnungen' einer ägyptisch-sudanischen Verwaltung noch nicht gekostet, sondern er verteidigte nur seine Selbständigkeit, wurde dann später von einem ägyptischen Beamten an Açangas Stelle eingesetzt und kam bei Emin Beys Ankunft, wie mir dieser damals selbst geschrieben, ihm sofort unterwürfig entgegen. Eine offenherzige Darlegung der selbstsüchtigen Pläne, die er mit Gambari braute, mein Gott, war die wirklich so ernst zu nehmen? Und stand es so schlecht um die Verwaltung in der Äquatorialprovinz, daß man einen Gewaltakt Mambangas fürchten mußte? War Mambanga aber in der Tat strafbar und bei seinem schwer beugsamen Charakter unbequem, nun so wäre es doch wohl, wie Emin Bey anfangs beabsichtigte, genug gewesen, ihn aus Mangbattu zu entfernen und für einige Zeit in Ladò oder Chartum zu internieren. Ich spreche hier vom Prinzip, denn die Möglichkeit einer Entsendung nach Chartum war ja leider durch die unterbrochene Verbindung bald ausgeschlossen.

Immerhin blieben zu solchem Zweck die Stationen am Nil verfügbar, wo widerspenstige Köpfe aus fernen Gebieten bald zu einer richtigen Anschauung gelangen mußten. In einer ähnlichen Lage wie Mambanga hatte sich der A-Sandi-Fürst Mbio befunden, er war der Bahr-el-Ghazalverwaltung sogar weit unbequemer geworden und seine Bekämpfung hatte weit mehr Opfer erfordert. Aber nachdem seine Macht gebrochen war, wurde er nach Dem Soliman gebracht, lebte dort während meines Aufenthaltes bei Semio auf freiem Fuß und ich, dem er einst in kindischer Unwissenheit nach dem Leben getrachtet, sandte ihm später Boten und kleine Geschenke."

Dem ist wenig oder nichts hinzuzufügen. Höchstens die Feststellung, daß also auch Dr. Junker Emins scherzhafte Schilderung „peinlich berührte". Da das Verhalten der Negerstämme tatsächlich ganz von dem jeweiligen Häuptling bestimmt wurde, so mag ja das Mittel, den drohenden Aufstand eines Stammes durch Beseitigung des ungebärdigen Häuptlings hintanzuhalten, gerade noch als erlaubt gegolten haben. Ob diese Beseitigung eine heimliche, an Meuchelmord grenzende sein mußte wie bei Mambanga, bleibe als Geschmacksfrage dahingestellt. Ekelerregend sind das ränkevolle Beiwerk und die in munterem Plauderton gehaltene Schilderung.

Diese „Hinrichtnug" bleibt nicht die einzige. Dem unglücklichen Mambanga folgte dreiviertel Jahre später, am 27. Juni 1884, der Barihäuptling Loron in den Tod, dessen sehr gute Beziehungen zur Regierung Emin unmittelbar nach seiner

Ankunft in Ladò rühmend erwähnt hatte. Junker schreibt darüber: „Loron ... hatte seit längerer Zeit Mißfallen erregt. Jetzt hieß es gar, daß er im geheimen konspiriere und den Plan gefaßt habe, Ladò gleichzeitig von allen drei Seiten angreifen zu lassen. Emin Bey gab also dem Verwalter in Regaf, Ali Effendi, die nötigen Weisungen, welche nur aus den Worten bestanden: ‚Du kennst Deine Arbeit!' Diese Formel genügte, und eines Tages wurde Loron einfach ermordet. Ali Effendi meldete dies später schmunzelnd mit den Worten, Loron sei ‚ins Wasser geflüchtet' und sein Sohn an seiner Stelle eingesetzt. Die Verwaltung erbeutete dabei eine beträchtliche Menge Vieh."

Vita Hassan beziffert die Menge des Viehs auf 900 Rinder und weiß neben anderen blumigen Einzelheiten auch zu erzählen, daß der mit der Hinrichtung betraute Beamte, der bei ihm übrigens Ali Sfid Ahmed heißt, den Kopf Lorons von Gondokoro zu Emin nach Ladò gebracht habe.

Casati nennt als Beutezahl 3000 Ochsen, schreibt von der Verwüstung des Landes und der immer zunehmenden Entfremdung der Gemüter der Bari als trauriger Folge. „Die Zurückgabe von 700 Ochsen war die einzige Genugtuung, die man den Unglücklichen gewährte."

In dem mehrfach angeführten Briefe Emins an Junker vom 20. September 1883 befinden sich noch andere Stellen, die im Zusammenhalt mit der Nachricht, daß Mambanga „gestorben" sei, und Lupton wegen der Leere in den Magazinen nicht

unterstützt werden könne, von der ungetrübten Seelenruhe des Verfassers zeugen. Wir setzen Junkers Zitat fort: „Als ob der Sklavenhandel in Chartum und Faschoda je aufgehört hätte, als ob nicht Kordofan und Sennar Zentren dafür wären, als ob nicht aus den westlichen Gebieten des Bahr-el-Ghazal noch heute die Sklavenkarawanen ungestört nach Nordwest zögen! Ich habe natürlich zu schweigen — die Lehre vom beschränkten Untertanenverstande! — habe mich bemüht, nachzuweisen, daß die Negerländer, welche mit dem arabischen Sudan keinen Konnex haben, als eigenes Ganze zu vereinen und einem tüchtigen, mit allen Vollmachten ausgestatteten Verwalter zu übergeben seien ..."

Es ist wohl unschwer zu erraten, an wen Emin dabei gedacht haben mag. Auch hier übrigens zeigt sich nur geringe innere Anteilnahme. Die bricht erst durch, wenn er auf seine Forscherarbeit zu sprechen kommt: „Aus Mombuttu habe ich ebenfalls trotz meines so gar kurzen Aufenthalts viel Neues und Schönes mitgebracht und rechne auf zehn bis zwölf neue Vogelarten, etwa dreißig solche, die bisher nur von weitem bekannt waren, zwei neue Sänger, mehrere neue Schlangen und Schmetterlinge. Eine äußerst interessante Erscheinung ist ein Anomalurus (d. i. eine Art fliegendes Eichhörnchen), bisher nur aus Guinea bekannt und von mir aus Mombuttu nachgewiesen, gerade wie ich früher das Vorkommen einer Tragulidenart bei uns konstatierte (Fatiko), deren Verwandte bisher nur in Indien und im engeren tropischen Westafrika bekannt geworden waren. Es gibt für

den aufmerksamen Arbeiter hier überall noch mehr als genug zu tun und reiche lohnende Ausbeute."

Zum besseren Verständnis müssen wir hier einfügen, daß die erwähnten Erhebungen der Negerstämme mit dem Mahdi durchaus nichts zu tun hatten, vielmehr fast regelmäßig durch die „Requisitionen" der Regierungstruppen veranlaßt waren. Die Stationen nämlich pflegten sich ihren Proviant meist in der Weise zu beschaffen, daß sie durch einen Stoßtrupp das nächstbeste Negerdorf plündern ließen. Diese Beutezüge hießen Razzien. Je mehr Truppen ins Land kamen, desto drückender wurden auch diese Plünderungen empfunden, und immer wieder und in steigendem Maße kam es vor, daß die zum Äußersten getriebenen Neger sich zusammenrotteten und mit ihrer Übermacht die Plünderer erdrückten. Das war unter anderm auch im Bezirk Rohl geschehen.

Mit der „Ausdehnung der Provinz" und der Gründung immer neuer Stationen in tiefster Wildnis wurde dieses Plünderungssystem naturgemäß immer weiter ausgebaut. Diese Tatsache scheint Emin gleichfalls entgangen zu sein, sie wirft aber auch wiederum ein Schlaglicht auf die schon oft betonte Ideenlosigkeit der ägyptischen Eroberung überhaupt. Denn den Negern konnte es tatsächlich gleichgültig sein, ob sie von arabischen Sklavenhändlern gebrandschatzt wurden oder von den Vertretern einer nebelhaften „Regierung", die große Worte im Munde führten, in ihrem Tun aber sich von den geschmähten Danagla kaum unterschieden. Der rührend naive Einwand Vita Hassans, des braven Apothekers, die Beamten mit

ihren Familien, zusammen gegen 4000 Personen, hätten „nicht ausschließlich von Vegetabilien leben können", ist vom Negerstandpunkt aus kurz und bündig durch den Hinweis zu widerlegen, daß die Herren ungerufen gekommen waren. Und ein arabisches Sprichwort sagt ja: „Wer sich selbst einladet, darf nicht überrascht sein."

Bevor wir diesen Abschnitt schließen, wollen wir noch einen Blick auf einige Briefe werfen, die Emin um diese Zeit an seinen Geschäftsfreund in Kairo, Herrn E. Harders, schrieb, und die Schweitzer anführt, weil sie, wie er sagt, „wegen des humoristischen Tones, den wir sonst in keinem Schreiben Emins gefunden haben, besonders auffallen".

Ohne über den Begriff Humor rechten zu wollen, möchten wir doch glauben, daß Emins Ton durch jedes andere Beiwort treffender zu kennzeichnen wäre. Der brennende, beißende Witz lag Emin so wenig wie der gutmütige Scherz. Über ein laues Gespöttel kam er nicht hinaus, hatte aber recht häufig Unglück in der Wahl des Gegenstandes. Ein Pröbchen hievon haben wir schon bei Mambangas „Tod" genossen; in den Briefen an Harders fehlt es auch nicht daran.

Der erste Brief ist vom 9. August 1883 datiert; da damals die Dampferverbindung mit Chartum schon aufgehört hatte, blieb er, mit den folgenden andern, fast ein Jahr lang liegen. Er beginnt mit einigen spaßhaften Seitenblicken auf allgemeine Verhältnisse, darunter auch auf die Menschenfresserei mancher Negerstämme, auf kürzlich

unterdrückte oder demnächst zu erwartende Aufstände in den Grenzbezirken, findet aber sofort zu ernster Sachlichkeit, als es sich um „den Stand des Elfenbein-, Perlmutter- und Straußenfedergeschäftes am Markte zu Ladò und anderwärts“ zu handeln beginnt. Für den möglichen — durchaus nicht erwiesenen — Fall, daß die letzte Elfenbeinsendung von fünfhundert Kantar (1 Kantar = 44,5 Kilogramm. Anm. d. V.) in Chartum zu einem Preise verkauft worden sein sollte, der unter Harders' Gebot gelegen wäre, kündigt Emin einen „energischen Protest“ an — „und wäre es nur, um die Leute zu ärgern, die mich auf ein Dampfboot acht Monate warten lassen“. Daß das Ausbleiben der Dampfer andere Gründe haben konnte, als eine gewollte Verletzung des Gouverneurs von Ladò, kommt Emin nicht in den Sinn.

Und weiter von Elfenbein, Straußenfedern, Kautschuk. Der letztere Artikel kommt in Mombuttu vor. Das führt zu einer Schilderung der Reise durch Mombuttu. Daß sie Mambanga das Leben gekostet hat, wird so wenig erwähnt, wie Luptons Hilfe in Rohl. Es heißt vielmehr, daß die Dinka zu „ihrer Heldentat“ (dem Überfall auf die Stationen) „begeistert worden sein mochten“ — „durch das Beispiel ihrer Stammesverwandten am Bahr-el-Ghazal, wo es ziemlich böse zugeht und sich Lupton Bey in arg bedrängter Lage befindet“.

In einem Briefe vom Sylvesterabend 1883 findet sich die Auslassung: „Unsere Generalgouverneure sind äußerst pfiffige Leute. Den Mahdi haben sie auf dem Halse und können ihn nicht

los werden —; um nun auch nicht noch von hier aus unerwünschte Nachrichten in die Welt verlauten zu lassen, sperrt man einfach die Bude zu — und — guten Morgen, Herr Hansemann!" Hierbei geht es wieder um den überfälligen Dampfer. Man sollte meinen, daß die Niederschrift der beiden Worte „Mahdi" und „Dampfer" zwingend den Schluß auslösen mußte, es könnte ein Kausalnexus zwischen beiden bestehen. Doch nein; der Forscher Emin registriert nur. Der Beamte Emin fühlt sich zurückgesetzt. Der Mensch Emin bleibt zu lendenlahmen Witzchen geneigt, auch wo es schon um Tod und Leben geht. Denn er erzählt ganz unbefangen, daß „die Herren Neger am Ghazal sämtlich ungemütlich gestimmt seien und sogar das sechste Gebot nicht hielten. Das ist nun als Mangel an Erziehung nicht wunderlich, und hätten die Geistlichen und Nonnen, statt in Chartum Negermädchen mit Sonnenschirmen zu beschenken, die Dinka in guten Sitten unterrichtet, so hätten diese wiederum Herrn Schuver nicht totgeschlagen und so die griechischen Händler ihres besten Kognak-Käufers beraubt."

Juan Maria Schuver, ein holländischer Reisender, war am 23. August 1883 in der Meschra Er-Reck, südlich vom Ghasal, ermordet worden. Sein Tod bedeutete vielleicht keine Lücke in der Weltgeschichte — immerhin: es war der Tod eines Weißen in Afrika.

Doch der Tod hatte für Emin noch kein Gesicht; ihm lagen andere Gedanken näher: „Das Knochengeschäft — verzeihen Sie, denn Elfenbein sind doch Knochen — würde geradezu enormen Profit ab-

werfen, und Straußfedern, Kautschuk und Tamarinde so nebenbei mitgehen." Daß um dieser „Knochen" willen zahlloses Edelwild barbarisch hingeschlachtet wurde, fällt nicht ins Gewicht.

Noch am 11. Mai 1884 fragt er verbittert: „Was nützen mir 1200 Zentner Elfenbein im Magazin und ebensoviel in den Stationen, was frommen mir Kautschuk, Straußenfedern und Palmöl, wenn keine Möglichkeit da ist, sie los zu werden?" Und er lädt den Geschäftsfreund dringend ein, sich die Erlaubnis „zum Handel und Wandel in dieser Provinz" zu verschaffen — „und daß etwas dabei abfällt, glauben Sie mir!"

Dann eine schmerzliche Betrachtung: „Wie sehne ich mich danach, wieder einmal einen Brief, eine Zeitung, ein Buch zu erhalten; wenn der Mahdi Chartum genommen hat, dürfte es freilich nichts damit sein. Wozu nützen aber dann General Hicks und ‚Nordenfeld guns' und sonstige Pertinenzen der höheren Zivilisation und des humanitären Fortschritts?"

Bedenkt man, daß Nachrichten in Afrika, von Mund zu Mund und durch die geheimnisvollen Trommelsignale fortgepflanzt, mit unbegreiflicher Schnelligkeit reisen, und erwägt dabei, daß Emin von Negern aller Klassen umgeben war, die zum Teil mit Verehrung an ihm hingen und keinen Grund zu haben brauchten, ihr Wissen für sich zu behalten; erwägt man ferner, daß Emin seit Jahren schon vom Mahdi-Aufstand und seiner stetigen Ausbreitung wußte, so bleibt die Ahnungslosigkeit unverständlich, mit der er ein halbes Jahr nach Hicks Paschas Vernichtung scherzhaft von ihm

und seinem Heere plaudert, neue Stationsgründungen plant und Geschäftsreisende nach Äquatoria einlädt — wenn wir nicht die tragische Verblendung, die Hybris, als Erklärung gelten lassen wollen.

Dem Brief vom 11. folgte am 28. Mai, als Karam-Allahs, des Mahdistenführers, Schreiben schon eingelaufen war, ein kurzer letzter: „Der Anfang vom Ende ist gekommen. Die Mudirie Ghazal ist vom Mahdi genommen. Ich selbst bin auf dem Wege dorthin, um wegen der Bedingungen des Friedens zu unterhandeln. Dieser vermutlich mein letzter Brief an Sie geht mit Junker über Sansibar; wird er wohl ankommen? Leben Sie wohl und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken!"

Da alle diese Briefe, wie Schweitzer erwähnt, Harders später unter einem Umschlage erreichten, so bleibt es für Emins Grundeinstellung immer noch bezeichnend, daß er die ersten Briefe überhaupt noch absandte, trotzdem er gesehen haben mußte, wie jämmerlich ihr leichter Ton von den Ereignissen überholt war. — Daß er in Bahr-el-Ghasal wegen des Friedens verhandeln will, ohne daß der Krieg in Äquatoria richtig begonnen hat, sei nur nebenbei hervorgehoben.

Die Mahdisten in Äquatoria

In diesen Tagen hielt Emin sein Schicksal in der Hand. Mit einem festen Griff konnte er es hinaufheben auf einsame Höhe, konnte in Ehren und für alle Zeiten sich den Beinamen verdienen, den ihm vorschnelle Bewunderer später verliehen haben, den aber die Geschichte keinesfalls anerkennen wird: den Beinamen eines „Helden von Wadelai". Er hat die Kraft zu diesem einen festen Griff nicht gefunden, hat wahrscheinlich auch gar nicht erkannt, wie nahe ihm ein großes Schicksal war. Wohl wich die Hybris unvermittelt tiefster Niedergeschlagenheit, doch hielt auch diese nicht an, und er fand in die alte Verblendung zurück, sowie erst, und zwar ohne sein Dazutun, die unmittelbare Gefahr gebannt schien. Da ihn bis zu Stanleys Ankunft immer noch Post erreichte, so fühlte er wohl auch das Nahen der Wogen, die ihn auf ihrem Kamme hochtragen mußten. Der ägyptische Verwaltungsbeamte war, wie wir früher gezeigt haben, durch ein Spiel des Zufalls in einen der Brennpunkte hoher Weltpolitik gestellt worden: er hat diesen Zufall nicht zu nutzen verstanden. Für jedes unbefangene Auge läuft seine Schicksalskurve von diesem 27. Mai 1884 an im absteigenden Aste der Parabel, bis Bagamoyo: dort hat er seinen Tod gesehen, hat gesehen, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als diesen Tod zu suchen und hat ihn nach langen Irrgängen auch gefunden.

Am 27. Mai 1884, einem Dienstag, brachte ein Chutari (arabischer Milizsoldat) aus Rohl drei Briefe, die, nach Vita Hassan, schon durch ihre Aufschriften nichts Gutes kündeten, denn der eine davon war gerichtet nicht an den Gouverneur Emin Bey, sondern an den Emir Mohammed Emin, der andere an Osman Scherif, statt Osman Latif (den Untergouverneur), der dritte an Dr. Junker. Emir Karam Allah, Heerführer des Mahdi, teilte mit, daß er die Bahr-el-Ghasalprovinz unterworfen, daß Lupton sich ihm ergeben habe und daß nun auch Emin sich und seine Provinz unverzüglich übergeben solle.

Emin berief eine Versammlung ein, deren Zusammensetzung Beachtung verdient. Außer Emin selbst, Dr. Junker und Vita Hassan waren nämlich dazu geladen: der Direktor des Schlachthauses, der Vorsteher der Magazine, der Schulmeister, der Kadi, der Chef des Personals, der Chef des Rechnungswesens, ein Priester und zwei Schreiber, endlich auch der Platzkommandant von Ladò mit seinem Stellvertreter und einem sudanesischen Hauptmann — bei fünfzehn Teilnehmern also drei Offiziere zur Beratung einer doch wohl hauptsächlich militärischen Angelegenheit. Die Beschlußfassung war danach.

Osman Erbab, der Neffe des Mahdi, trotzdem aber zweiter Sekretär der Provinz, riet zur Übergabe, sein Antrag erhielt Stimmenmehrheit. Es wurde beschlossen, augenblicklich eine Gesandtschaft an Scheich Karam Allah zu senden und ihm die Übergabe der Provinz anzuzeigen. Zu dieser Gesandtschaft meldeten sich mehr Mitglieder als

nötig, vor allem Emin Bey selbst. Schließlich wurden zu seinen Begleitern der Kadi, der Schulmeister und Osman Erbab, der Neffe des Mahdi, gewählt.

Noch am gleichen Tage teilte Emin diesen Beschluß Professor Schweinfurth brieflich mit: „27. Mai 1884. Die Mudirie Bahr-el-Ghazal hat sich dem Heere des Mahdi ergeben, nachdem Lupton von allen seinen Leuten verlassen worden. Scheich Karam Allah, Befehlshaber der Okkupationsarmee, schreibt mir, daß der Sudan verloren, Chartum belagert, Hicks und Alaëddin mit 30000 Mann gefallen seien, und fordert mich auf, sofort zu ihm zu kommen und mich zu unterwerfen. Es wäre Wahnsinn, den Kampf anzunehmen, ohne Gewehre, ohne Munition, ohne zuverlässige Leute, die Danagla vor und hinter mir! Montag gehe ich also nach Ghasal. Junker hat sich entschlossen, den Weg über Mtesa nach Sansibar zu versuchen. Geleite ihn Gott! Mit ihm sende ich den Brief. Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken!" Tags darauf auch dem Kapitän Casati, der sich in der Nähe des Flusses Gadda befand. Diesem Schreiben lag ein Brief Dr. Junkers an Casati bei, mit der dringenden Einladung, ihm nach Süden zu folgen. Casati eilte über Mandi nach Ladò, fand aber bei Durchquerung der bis dahin friedlichen Negerländer westlich von Ladò erhebliche Schwierigkeiten. In seiner leicht pathetischen Art gedenkt er wohl der Fährnisse, die er zu bestehen hatte, meint auch, die Neger, „aufgereizt gegen alles und alle, klagten uns an, an ihrem Ruin gearbeitet zu haben", unterläßt aber die Feststellung,

wie sehr dies Verhalten der Stämme berechtigt war. Die ägyptischen Eroberer waren ja mit der Versicherung ins Land gekommen, sie wollten die geplagten schwarzen Brüder aus der Gewalt ihrer bisherigen Zwingherren, der arabischen Sklavenhändler, befreien. Die Neger hatten zum Teil dieser Versicherung geglaubt, hatten sich unterworfen und geduldig zugesehen, wie ihnen fortab ihr Vieh, statt durch arabische Plünderer, durch ägyptische Soldaten genommen wurde. Nun sollten die neuen Herren vertrieben, die alten wieder zur Macht gekommen sein — die Neger fürchteten mit Recht, daß sie mit Gut und Blut die Zeche zu bezahlen haben würden. Daß der Niederbruch der weißen Eroberung gerade in den Negerländern so rasch, fast kampflos vor sich ging, machte das Maß erst richtig voll.

Die Menschen, die in Ladò zusammengedrängt saßen, waren recht wenig danach angetan, die weiße Idee zu verkörpern; die meisten dachten überhaupt nur daran, ihre geschätzte Haut zu retten, ohne zu bedenken, daß diese Haut, mehr oder weniger, weiß war und Verpflichtungen auferlegen konnte. Casati und Junker trifft kein Vorwurf; sie haben persönlich ihre weiße Würde stets gewahrt; die weiße Eroberungsidee zu vertreten, waren sie nicht beamtet, konnten es auch nicht unternehmen, solange ein weißer Gouverneur die Macht — eifersüchtig genug — in Händen hielt. Dieser Gouverneur aber, Emin, ragte gerade damals weder als weißer noch überhaupt als Kopf aus der großen Schar seiner gelben, braunen und schwarzen Untergebenen hervor. Und die Schuld,

die er damit auf sich lud, wog später einmal nicht leicht in seiner Schicksalsbürde.

Als Gegenstück zu der Planlosigkeit der Herren in Ladò mag hier die Übersetzung des Briefes Platz finden, den Scheich Karam Allah an „Dr. Junker, den Reisenden" gerichtet hatte. Er gibt ein Bild von dem Geiste, der damals selbst die Unterführer des Mahdi erfüllte: „Im Namen Gottes des Allbarmherzigen etc. etc. Aber nach diesem: Der Sklave seines Gottes, der Emir Karam Allah Scheich Mohammed, an Dr. Junker, den Reisenden. Nach meinem Gruß an Dich tue ich Dir kund, o Reisender: Jedenfalls hast Du gehört, daß die Zeiten sich geändert haben und die Macht der Türken gebrochen ist durch das Erscheinen des Nachfolgers des Propheten Gottes, den wir erwartet, unseres Herrn Mohammed El-Mahdi — ihm sei Gruß! So hast Du auch gehört, wie er zu wiederholten Malen die Heere der Türken getötet, zuerst auf der Insel Aba, zweitens das Heer, dessen Anführer Raschid-Bey, genannt Abu Ruka, der Mudir von Faschoda, drittens das große Heer unter Anführung des Jussuf Pascha es-Schellali und mit ihm tüchtige und gewandte Leute in Anzahl von 9000 Mann, viertens das Heer unter Führung von Mohammed Pascha Imam in Anzahl von 12000 Mann, fünftens die Eroberung der Mudirije Kordofan, sechstens das Heer des Generalgouverneurs des Sudan, Alaëddin Pascha, und mit ihm ein Generalstabsoffizier, genannt Hicks, und eine Anzahl Mudire und Offiziere, und mit ihnen wunderliche Kanonen, sieben von ihnen fünfläufige Mitrailleusen und sieben von ihnen

Krupp, die auf eine Entfernung von 24 Stunden schießen, und der Rest gewöhnliche Kanonen aus der Zeit Ismail Paschas (Eyub), alle zusammen 36 Kanonen und sieben Raketenbatterien, und alle zusammen 36000 Mann und mehr, und alle wurden getötet von den Anhängern des Mahdi — ihm sei Gruß! — wie ein Augenblinzen, mit Übernahme aller Mudirijen des Sudan und ihrer Unterwerfung unter die Gewalt des Mahdi, wie die Mudirijen Dongola, Berber, Chartum, Taka, Senaar und Faschoda, und im Westen Fascher, Kolkol, Kerkebie und andere sind zu Freunden des Mahdi geworden — ihm sei Gruß! — Und er sandte mich als Vertreter von seiner Seite mit Weisungen und Befehlen, geziert mit dem heiligen Siegel, nach dem Bahr-el-Ghazal, um ihn aus der Finsternis ins Licht zu bringen, und am Dienstag, den 26. des laufenden Monats und von allen Autoritäten und dem Mudir empfangen; alle unterworfen den Befehlen des Mahdi — Gruß ihm! — und bereit, mit mir nach Kordofan zu reisen, und da Du hier Effekten liegen hast und ich fürchte, daß in Zukunft Dir die Straßen verschlossen bleiben, haben wir dies an Dich gerichtet als Unterweisung, damit Du bei Ankunft dieses aufbrichst und hierher kommst zur Übernahme Deiner Sachen ohne Zögern, und wenn nicht, so werden gewiß die Sachen verlassen und verloren sein, und zum Schluß der Gruß!

29. Djumad el-achir 1300

Siegel Karam Allah Mohammed."

In der Aufregung dieser Tage tat Emin einen Ausspruch, der seinem Ansehen bei den schwarzen Truppen den letzten Stoß versetzt hat. Vita Hassan gibt neben dem arabischen Original die wörtliche Übersetzung: „Mit Gottes Hilfe kann ich die Sorge für Euch übernehmen, und ich kenne meinen Weg über Uganda. Wenn ihr mir gehorcht, verpflichte ich mich, euch nach Kairo zu bringen. Die Schreiber und Offiziere kann ich durch Uganda und Unjoro hindurchbringen; hinsichtlich der Soldaten aber glaube ich nicht, daß Kabarega ihnen den Durchzug durch sein Land gestatten wird. Der Chedive gebraucht die paar alten Remingtongewehre und die paar Sudanesensoldaten nicht; es ist besser für sie, wenn sie in ihrem Lande bleiben. Wenn ihr mir aber gehorcht, hoffe ich euch glücklich nach Kairo bringen zu können.“ Der Apotheker bestreitet aber, daß der Sinn, der den Worten allgemein gegeben wurde — böswilliges Verlassen der schwarzen Soldaten — von Emin gemeint gewesen sei.

Nach Casati ließ der Ausspruch gar keine andere Deutung zu als die letztgenannte: „Bei der allgemeinen Ermattung des 27. Mai hatte Emin, mehr um einen Rettungsgedanken zu suchen, an den man sich anklammern könnte, und um seinen eigenen Zauber zu retten, ein unvorsichtiges Wort ausgesprochen: ‚Wir Weiße werden uns retten; das ist meine Aufgabe. Wir werden die schwarzen Soldaten Kabarega, dem König von Unjoro, meinem guten Freunde, übergeben, und er wird uns den Durchzug durch sein Land gestatten.‘ Er sagte so, und die Geschwätzigkeit der Ägypter verbrei-

tete dieses Wort des Hauptes der Provinz alsbald weiter; die schwarzen Soldaten vernahmen es, und mit der gewohnten Zurückhaltung, dem Vorzug der Rasse, fühlten sie das Erschütternde dieser Worte, schlossen aber ihre Lippen. Das Mißtrauen und der Verdacht erzeugten zuerst Verweigerung des Gehorsams; später schritt man zum Aufruhr; die Leute betonten ihre Eigenschaft als Soldaten und schüttelten die Schmach des Sklaventums ab. Die Rettung beruhte auf den Waffen; das Land war in ihren Händen, sie brauchten und mißbrauchten ihre Überlegenheit." Und schließlich wird auch der letzte Zweifel beseitigt durch die Zeilen, die Emin selbst am 5. Juni 1886 von Kibiro aus an Dr. Junker richtete: „Ich werde übrigens dem Gouvernement ganz offen schreiben, daß man gut tun wird, die hiesigen sudanesischen Soldaten und Offiziere — ausgenommen diejenigen, welche selbst nach Ägypten zu gehen wünschen, und die ich natürlich befördern würde — direkt aufzugeben. Es kann dem Gouvernement nur zum Mißkredit gereichen, wenn man plötzlich diesen Haufen von Weibern, Mädchen, Jungen usw. an der Küste erscheinen sieht, und Ägypten hat nicht nötig, sich neuerdings als sklavenfreundliches Land hinstellen zu lassen. Die paar alten Gewehre usw., die man verliert, haben nichts zu sagen."

Daß die Verhältnisse in Äquatoria von denen im Bahr-el-Ghasal durchaus verschieden waren, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß im Bahr-el-Ghasal die arabische, in Äquatoria aber die Ne-

gerbevölkerung vorherrschte. Den weit überlegenen Verteidigungszustand Äquatorias bestätigt u. a. Junker ausdrücklich: „Auch lagen die Verhältnisse in der Provinz Emin Beys doch anders als im Bahr-el-Ghazalgebiet. Lupton hatte nur über wenige hundert reguläre Soldaten zu verfügen. Alle anderen Bewaffneten waren Araber, besonders Basinger und undisziplinierte Dragomane, die dem momentan Stärkeren ihre Dienste leihen. In Ladò aber fanden sich noch viele geschulte Soldaten aus Bakers Zeit, und die Provinz besaß doch immerhin gegen 2000 Mann Regulärer mit Remingtongewehren und etlichen altgedienten Offizieren. Auf diese Mannschaft war einiger Verlaß, und dies fand seinen Ausdruck auch in dem seit Jahren festgewurzelten Haß der regulären Negersoldaten gegen die Irregulären, d. h. die mit Gewehren bewaffneten Araber."
Emin aber wußte mit diesen Streitkräften nichts anzufangen — sie zerrannen ihm unter der Hand. Vita Hassan sagt, er habe die Verteidigung, noch vor dem Mahdieinfall übrigens, organisiert und die Zuneigung der Soldaten dadurch zu gewinnen gesucht, „daß er in der Strenge der Disziplin etwas nachließ, sobald nicht etwa Lebensinteressen der Armee dabei ins Spiel kamen". Das mochte dem Apotheker als passende Maßregel erscheinen — ihre Früchte sehen wir in den Zuständen, die Junker wiederholt erwähnt. Die Schreiber aus Ladò ließen, während der Übersiedlung der Regierung nach Dufilé, nicht nur sich selber, sondern auch ihre koptischen oder arabischen Frauen auf Angarebs (Bettstellen aus Bambus) tragen.

„Unter Gordons oder Gessis Augen wäre wohl solches nicht denkbar gewesen. Wo früher dem weißen ägyptischen Soldaten ein Träger gewährt wurde, verlangte jetzt der schwarze sudanesische deren drei." Junker erzählt sogar, er habe bei seiner ersten Ausreise aus Chartum nach Süden gezögert, ein Angareb für seinen eigenen Gebrauch mitzunehmen, da Gessi Pascha gemeint hatte, es würde auf der Reise unnütz und beschwerlich sein. „Jetzt ließ sich oft der Soldat sein Angareb nachtragen, wenn er die Wache bezog."

Um das in seiner vollen Tragweite zu begreifen, muß man sich vor Augen halten, daß die Massen von schwarzen Trägern durchaus nicht etwa angeworben oder überhaupt besoldet wurden. Im günstigsten Falle wurde ein befreundeter oder unterworfener Häuptling ersucht oder angehalten, eine entsprechende Anzahl zu „stellen". In minder günstigen Fällen wurde anders verfahren. Emin schreibt z. B. noch wenige Wochen vor seinem Tode in sein Tagebuch (1. August 1892): „Gewöhnliches Elend wegen Trägern, schließlich Razzia, Frauen gegriffen, in Eisen gelegt und Lasten verteilt."

Hier können wir abermals den Finger auf eine Wunde legen: die arabischen Händler, die in bewaffneten Scharen im Lande umherzogen, da und dort ein Dorf umstellten und die körperlich brauchbaren Neger wie die Hasen zusammenfingen, die Bresthaften und Unmündigen aber schlachteten — sie hatten doch den Mut, sich zu ihrem furchtbaren Gewerbe zu bekennen, gebärdeten sich nicht als Befreier, Sendboten höherer Gesittung. Die weißen

Eroberer aber fügten zur Gewalt die Lüge, indem sie Befreiung predigten und doch nur neue Ketten ins Land brachten. Das erzeugte einen Zwiespalt, in dem jeder an der Bewegung verantwortlich Beteiligte seine inneren Kräfte aufbrauchen mußte, und sei er so kühl und wirklichkeitsfremd geartet gewesen wie Emin. Denn die Lüge ist ein fressendes Tier, das einen Mann von innen her aushöhlen kann, so daß nur die kraftlose Schale bleibt. Diese Lüge, diese weiße Lüge aber war es auch vor allem, die Emin mit seinem Opfertod zu sühnen hatte. Denn der Haß wegen dieser einen Lüge führte seinen Henkern das Messer.

Der innere Widerspruch brachte es auch mit sich, daß jeder Tag, um den sie älter wurde, die ägyptische Verwaltung haltloser machte. Zugegeben, daß Emin ganz besonders ungeeignet war, durch äußere Strenge zu ersetzen, was ihm an Überzeugungskraft fehlte. Doch haben selbst Gordon die Hetzereien seiner Beamten und Schreiber zu schaffen gemacht, und es ist nie einwandfrei aufgeklärt worden, ob Chartum durch Gewalt oder Verrat gefallen ist.

Die Rolle, die Emin in jenen Maitagen 1884 in Ladò zu spielen hatte, war peinlicher als die Gordons in Chartum genau um den Abstand, der Emins Wankelmut von Gordons Tatkraft trennte. Die ägyptischen Schreiber wurden über jedes Maß frech; von einem von ihnen, dem er eine übertriebene Forderung an das Magazin nicht bewilligen wollte, mußte sich Emin sagen lassen: „Ihre Zeit ist abgelaufen und die Karam Allahs beginnt. Sie haben hier keine Befehle mehr zu

erteilen!“ Nach Vita Hassans Schilderung warf Emin Bey dem Frechling einen durchbohrenden Blick zu und biß sich auf die Lippen: „Die Überlegung und die Klugheit gewannen die Oberhand über seinen Zorn.“ Kurz darauf betont aber der gleiche Apotheker, daß er Emins Benehmen für schwach und verfehlt gehalten habe.

Um diese Zeit wurde Hauasch Effendi wieder in Gnaden aufgenommen und um seine Meinung über die Verteidigungsmöglichkeiten gefragt. Er widerriet die Übergabe und bat, ihm selbst die Verteidigung im Norden zu übertragen, Morgan Aga Danassuri aber, dem zweiten Adjutantmajor, den Oberbefehl über die Stationen im Süden. Emin machte es umgekehrt: er hatte nie das Glück, den rechten Mann auf den rechten Platz zu stellen.

So mußte sich Hauasch, von dem Junker abermals betont, daß er ein scharfes Regiment zu führen wußte, in Dufilé mit dem Schreibergesindel herumärgern, während Morgan Aga, wie wir noch sehen werden, in Amadi schändlich versagte.

Die Übergabekommission war glücklich abgereist, hatte übrigens aus den Magazinen neben manchem anderen auch 105 Dutzend Remingtonpatronen mitgenommen, angeblich zur Ergänzung der Bestände in den neuerlich von den Dinka bedrohten Stationen des Nordens. Osman Erbab war wohl kaum der richtige Bote für solche Fracht — doch Emin scheint vorübergehend tatsächlich nicht gewußt zu haben, ob er noch ägyptischer oder schon Untergebener des Mahdi war.

Junker, Casati, Vita Hassan bezeugen übereinstimmend, wie sehr die Lage der Provinz durch die Zersplitterung der Kräfte erschwert war. Emin selbst nennt in Briefen an Professor Schweinfurth diese Zersplitterung als Hauptgrund für die kampflose Übergabe: „Indem waren meine Soldaten, an und für sich wenig, über ein weites Gebiet zerstreut, und ihre Zurückziehung nur mit größter Vorsicht zu bewerkstelligen." Noch am 14. August 1884 schreibt er, wieder an Professor Schweinfurth: „Inzwischen sind die Truppen aus Süden teilweise angekommen. Mit blutendem Herzen habe ich alle nicht durchaus nötigen Stationen aufgeben müssen und die Distrikte Fauwera, Fadibek, Latuka völlig evakuiert (die beiden ersten von Emin selbst 1880 neu besetzt! Anm. d. V.). Natürlich tragen diese wiederholten Räumungen nicht dazu bei, das Prestige des Gouvernements unter den Negern zu erhöhen. Hätte man von vornherein einen richtigen Weg eingeschlagen, so wären wir jetzt nicht wo wir sind; das unheilvolle Prohibitionssystem, die halben Maßregeln, das Spielen mit der Sklavenfrage, die hohlen Redensarten über sudanische Gleichberechtigung — — sie alle rächen sich jetzt und meine Voraussetzungen sind wohl eingetroffen."

Da berührt es doch mehr als merkwürdig, wenn Junker um genau die Zeit dieses zweiten Briefes, die Wende Juli—August, erwähnt: „Er (Emin) schrieb unter anderem, er lasse eine neue Station Abu Nachra am Westufer zwischen Dufilé und Wadelai anlegen. Sie kam auch bald zustande, wurde aber wegen Feindseligkeit der Neger wie-

der aufgegeben. Die dortigen Eingeborenen waren nämlich nicht unterworfen und zeigten sich von jeher feindlich, obwohl die Dampfer den Bahr-el-Gebel seit Jahren befuhren." Im Brief an Schweinfurth also Erkenntnis und Kritik in Worten, gleichzeitig aber Wiederholung des erkannten und gerügten Fehlers in Taten: dieser Seelenzustand ist auf herkömmliche Weise wohl nicht mehr zu erklären. Wir müssen bei der Hybris bleiben, die sich jetzt wieder geltend machte, wo seit Abgang der Gesandtschaft einige Wochen ohne neue Hiobspost verstrichen waren.

Die im ersten Schrecken zweifellos ehrlich gemeinte Unterwerfung war, wohl unter dem Druck einiger Offiziere mit Hauasch an der Spitze, zur diplomatischen Maßregel umgebogen worden: diese Unterwerfung sollte nur scheinbar sein, berechnet, den Heerführer des Mahdi hinzuhalten, Zeit zu gewinnen, bis die Truppen zusammengezogen, die Verbindung mit Chartum wieder hergestellt oder sonst irgendein günstiges Ereignis, auf das man unentwegt hoffte, eingetreten wäre. Auch diese stete Hoffnung angesichts der Gefahr konnte von Größe zeugen — nur hätte die durch die Scheinunterwerfung gewonnene Zeit dann tatsächlich auch zu fieberhafter Tätigkeit genützt werden müssen. Doch es geschah fast nichts. Zwar wurden im Norden einige Stationen geräumt und ihre Besatzungen in Amadi zusammengezogen, doch ließ Emin in dieser wichtigsten Schlüsselfestung dem völlig unfähigen Morgan-Aga freies Spiel und rührte sich selbst keinen Schritt aus Ladò hinaus.

Über die Kämpfe vor Amadi enthält sich Dr. Junker eines abschließenden Urteils, läßt es aber an Andeutungen über Morghan-Agas Unfähigkeit nicht fehlen. Der Grund für dieses Verhalten ist leicht ersichtlich: Junker hat sofort nach seiner Rückkehr aus Afrika in der deutschen Öffentlichkeit lebhaft für Emin Paschas Entsatz geworben, sei es, um den Freund zu retten, sei es, weil er besser und früher als Emin selbst die weltpolitische Bedeutung von Äquatoria erkannt hatte und mit seinem Hilferuf für Emin dem deutschen Reich nur den Weg zu jenem Knotenpunkte weisen wollte. Bei diesen Werbungen sind ihm ohnedies einige Übertreibungen und Widersprüche unterlaufen, von denen später die Rede sein wird. Er durfte also nicht, selbst wenn er die Möglichkeit dazu besaß, ein Urteil über die militärischen Maßnahmen anfügen, das nach Lage der Dinge für Emin unmöglich günstig ausfallen konnte.

Casati, der sich in der kritischen Zeit in Wandi aufhielt, sprach sich von Anfang an für die Aufgabe von Amadi aus. Er wollte den Widerstand weiter südlich, in einem Festungsgürtel Kabajendi-Wandi-Ndirfi gesammelt und dadurch Ladò und die Nilstraße gesichert sehen. Daß dieser Rat nicht befolgt und Amadi trotzdem gehalten wurde, erregte seinen (übrigens immer schnell bereiten) Unwillen, der im Ton seiner Berichterstattung über die späteren Ereignisse deutlich nachklingt. Ob die von Casati empfohlene Verteidigungslinie strategisch wirklich so viel besser gewesen wäre, kann hier weder untersucht noch entschieden werden.

Unbestreitbare Tatsache aber bleibt, daß der Fall

von Amadi, zumindest in so kurzer Zeit, völlig unnötig war. Wie empfindlich die Mahdisten hier, am Südrande ihres Machtgebietes, gegen Niederlagen waren, zeigen am besten die Folgen des Sieges der Regierungstruppen bei Rimo.

Vita Hassan, der zum Unterschied von Emin, Junker und Casati längere Zeit in dem belagerten Amadi zubrachte, widmet in seinem Buche der Schilderung der Verhältnisse in der Festung nahezu 10 Seiten. Wenn auch bestimmt nicht alles, was er zu erzählen weiß, die reine und unverfälschte Wahrheit darstellen mag, so geht es doch auch nicht an, die Schilderungen dieses einzigen Augenzeugen einfach mit Stillschweigen zu übergehen, wie es Junker, Casati und Schweitzer tun. Emin selbst erwähnt Vita Hassans Bericht zwar, kümmerte sich aber weiter nicht darum. Sein Verhalten in der ganzen Frage erscheint überhaupt fast rein mohammedanisch, kismetgläubig, jedenfalls so undeutsch wie nur möglich.

Amadi hatte nach Junker einen buchmäßigen Munitionsbestand von 100000 Remingtonpatronen.

Die Besatzung betrug anfangs etwa 700 Mann mit 2 Kanonen und 4 leichten Feldgeschützen, wurde später durch Zuzug mehrfach verstärkt und wird von Vita Hassan zu Beginn des Jahres 1885 beziffert wie folgt: ungefähr 1000 Mann unter Waffen, davon fast die Hälfte Reguläre, 720 Remington-, 400 Perkussionsgewehre, 4 Haubitzen Kaliber 12, wovon 2 außer Dienst, 2 Raketengeschütze, 17000 Remingtonpatronen, 370000 La-

dungen für die Perkussionsgewehre mit mehr als 30000 Zündhütchen zum Wiederladen, 360 Geschützkartuschen, 110 Kugeln, 190 Granaten, 80 Raketen.

Um einen Begriff davon zu geben, was diese Munitionsmengen in entschlossener Hand in Innerafrika bedeuteten, setzen wir am besten die Bestandsaufnahme hierher, die Dr. Peters, ganz auf sich gestellt, nach seinen ersten großen Kämpfen mit den Massais, um Weihnachten 1889, machte:

„Wir hatten in dem Gefecht sieben Mann verloren, ein Verlust, welcher im Hinblick auf unsere geringe Anzahl empfindlich genug war. Aber weitaus bedenklicher war die Tatsache, welche ich feststellte, während die Flammen von Elbejet emporloderten, daß nämlich die Somalis 900 Patronen aus ihren Repetiergewehren verschossen hatten, und daß mir demnach nur noch 600 Patronen übrig geblieben waren. Auch die Träger hatten unverhältnismäßige Massen von Munition verschossen. In der Tat, ich konnte mit Pyrrhus ausrufen: ‚Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren!‘ Denn ich war ja nicht einmal mehr imstande, ein zweites Gefecht wie das soeben gelieferte durchzuführen. Die Massais brauchten nur immerfort anzugreifen, um uns so mit mathematischer Gewißheit schließlich zu Tode zu hetzen.“

Das befestigte Lager Amadi lag am Ostufer des Flusses Jei, so daß ihm mit Ausnahme der heißen Zeit, wo er wenig oder kein Wasser führte, der Fluß als Bastion gegen Westen diente.

Die Feindseligkeiten begannen im Oktober 1884, indem eine Mahdistenabteilung am Westufer des

Flusses erschien und den ägyptischen Soldaten über den Fluß herüberrief, sie käme mit einem Brief des Scheichs Karam-Allah, um, dem Schreiben Emin Beys gemäß, die Festung und die Provinz zu übernehmen.

Angesichts der Überzahl der Soldaten befestigten die Derwische den Brief an einer am Flußufer eingerammten Lanze und zogen sich zurück.

Der Kommandant Morgan-Aga ließ den Brief holen und befahl, auf die Derwische, falls sie sich nochmals zeigen sollten, Feuer zu geben. Das geschah und führte zu einer mehrtägigen Schießerei.

Als die Derwische, etwa 250 Mann stark, Bäume zu fällen begannen, um daraus eine Seriba (Schutzwall) zu erbauen, wodurch das Gewehrfeuer aus der Station wirkungslos werden mußte, erbat ein Kapitänleutnant, Cheir Allah Hamed, vom Kommandanten die Erlaubnis, mit 300 Mann bei Nacht einen Ausfall machen und die Feinde vertreiben zu dürfen. Das hätte selbst im schlimmsten Falle bei völliger Vernichtung der Ausfallsabteilung (für die aber angesichts der Kräftegleichheit tatsächlich keinerlei Wahrscheinlichkeit vorlag) immer noch keine Gefährdung der Festung bedeutet, da ja trotzdem noch weitere 400 Mann zur Verfügung standen und Verstärkungen im Anzug waren. Morgan-Aga aber erklärte, diese Verstärkungen abwarten zu wollen und verbot den Ausfall.

So nahm die „Belagerung" ihren Fortgang. Die Derwische versuchten keinen Sturm, hielten sich still in ihrer Seriba. Die Tatsache aber, daß ihr kleines Häuflein die zahlenmäßig und an Be-

waffnung weit überlegenen Regierungstruppen so mühelos im Schach hielt, verschaffte ihnen ständigen Zustrom an Überläufern, Unzufriedenen usw., an denen es ja unter den Arabern der Provinz nicht fehlte.

Der Kommandant Morgan-Aga verschloß sich jedem Rat und gab sich mit den ihm befreundeten Offizieren einem wilden Schlemmerleben hin. Kurz vor Beginn der Belagerung waren in Amadi, als Jahrestribut der benachbarten Negerstämme, einige Transporte Lebensmittel, besonders Korn eingetroffen. Aus diesen reichen Kornvorräten ließ Morgan unentwegt Merissa brauen, eine Art Bier, das, in genügender Menge genossen, hinlängliche Räusche erzeugt. Im Rausche erwachte dann im Kommandanten regelmäßig der alte Krieger — er hatte schon in Mexiko gefochten —, doch hielt sich sein Tatendrang immer in bescheidenen Grenzen: er befahl von den Wällen herunter Lagenfeuer der Geschütze, Salvenfeuer der Fußtruppen, kümmerte sich aber in keiner Weise darum, ob die Schüsse auch trafen, berauschte sich nur an Getöse und Pulverdampf und brüllte nach jeder Geschütz- oder Gewehrsalve ein begeistertes „Afarim" (Bravo).

Damit aber, daß der Kommandant sich als Saufbold verächtlich machte, hatte das Unglück in Amadi nicht sein Bewenden. Er verstieg sich zu noch weit schmutzigerem Tun, wozu eine Verfügung Emins den Vorwand bieten mußte. Nachdem nämlich Ibrahim Gurguru, Emins ehemaliger Günstling, und Bachit Beys Nachfolger in Makraka, wie früher erwähnt, zu den Mahdisten

übergegangen war, hatte Emin die, wie Hassan sich ausdrückt, „energische und weise Maßregel ergriffen, jede des Verrats oder des Einverständnisses mit den Mahdisten verdächtige Person vor ein summarisches Kriegsgericht zu stellen". Da diese Maßregel erlassen wurde, während die Gesandtschaft mit der Unterwerfung an den Mahdi unterwegs war, so war sie vielleicht weder energisch, noch weise, da sie den Wankelmut, der sie diktiert hatte, in die breite Masse der Beamten und Soldaten tragen mußte, die nun überhaupt nicht mehr wußten, woran sie waren. Keinesfalls sind von irgendeinem Gesichtspunkte aus die entsetzlichen Grausamkeiten zu rechtfertigen, zu denen die Handhabung dieser Maßregel führte.

Vita Hassan sowohl wie auch Casati wissen Schauerdinge über das System der Achtungslisten unter Morgan Agas Leitung. Es wurden Männer gemordet, deren einzige Schuld darin bestand, „etwa hundert Taler und fünfzig Ochsen zu besitzen". Ein andermal gab man sechzig Araber in die Hände der Sandeh-Bamba, schwarzer Hilfsvölker, die die Gefangenen abschlachteten und fraßen.

Emin wußte davon. Denn er schreibt selbst an Junker, Morgan Aga habe „absolut zu nichts weiterem sich befähigt gezeigt, als sich die Taschen zu füllen, wobei er nicht einmal die Hinterlassenschaft der verstorbenen Offiziere verschont". — „Morgan-Aga", heißt es dann weiter, „hat mir einen sehr ehrerbietigen Brief geschrieben und bleibt für den Moment, um nicht Skandal zu machen, später aber wollen wir sehen."

Einen noch viel bezeichnenderen Fall führt Vita Hassan an, der Gelegenheit gehabt hatte, sich an Ort und Stelle von den haarsträubenden Mißständen zu überzeugen. Er hatte es sogar unternommen, dem Kommandanten wegen seiner Pflichtversäumnis heftigen Vorhalt zu machen und war daraufhin zur sofortigen Abreise gezwungen worden. Unterwegs nun traf er einen Negerboten mit Geheimbefehlen für Amadi, deren Inhalt aber dem Boten auf irgendwelche Weise trotzdem bekannt war. Vita Hassan entlockte ihm durch Bestechung das Geheimnis und erfuhr so, daß auf Morgan-Agas Anzeige hin der Gouverneur Marco Gaspari und zwei andere wegen Einverständnisses mit dem Feinde zum Tod verurteilt hatte. Dieser Marco Nicolo Gaspari war ein griechischer Händler, der längere Zeit in Ajak ansässig gewesen, dann, nach Räumung der nördlichen Stationen, nach Amadi gekommen war und sich während der Belagerung teils kämpfend, teils durch aufopfernde Pflege der Verwundeten hervorgetan hatte. Auch Junker erwähnt ihn mit Anerkennung und freute sich, ihn später in Dufilé „begrüßen zu können".

Vita Hassan war, wie sich denken läßt, über das Todesurteil gerade gegen Gaspari besonders entsetzt, denn er wußte natürlich genau, daß es Morgan-Aga dem Gouverneur nur angeraten hatte, um den reichen Händler beerben zu können. Doch der Apotheker scheint gewußt zu haben, was er sich bei seinem Chef erlauben durfte: er nahm dem Boten den Befehl weg, verpflichtete ihn durch ein gutes Trinkgeld und durch Bedrohung mit dem

Tode zu unverbrüchlichem Schweigen, ließ dann den Boten nach Amadi weiterziehen und setzte selbst den Marsch nach Ladò fort. Dort angekommen schilderte er dem Gouverneur Morgan-Agas Befehlsführung in den düsterſten Farben, riet dringend zur Ernennung eines anderen tüchtigen Kommandanten und flocht einige Lobeserhebungen auf Gasparis Mut und Hingabe ein. Emin Bey wechselte die Farbe, schien verzweifelt, rief schmerzerfüllt aus: „Welch schreckliches Unglück! Ohne Zweifel ist der arme Marco zu dieser Stunde nicht mehr am Leben!“ Als Vita Hassan ihn beruhigte und ihm den unterschlagenen Befehl zeigte, stand der Gouverneur auf und umarmte den Apotheker stürmisch. An Schweinfurth schrieb Emin um die gleiche Zeit (12. Januar 1885): „Der eben aus Amadi zurückgekehrte Apotheker nennt alles, was eben erzählt, Lügen. (Anm. d. V.: Berichte Morgan-Agas über ungeheure Truppenmengen der Angreifer.) Es seien höchstens 300 Mann vor Amadi und des Schreibers Osman Effendi Briefe seien sämtlich darauf berechnet, uns irre zu führen. Mag sein oder nicht: beim Rückzug nach Süden bleibt es.“

Während Emin noch am 22. Oktober 1884 an den gleichen Professor geschrieben hatte, er habe Ladò inzwischen zu einer ganz respektablen Festung umgeschaffen, mit tiefem Wallgraben, hohen Wällen, Bastionen, Zugbrücken usw., und „wenn es nun einmal ans Sterben gehen soll, so wollen wir wenigstens einen ehrlichen Soldatentod sterben“, sehen wir, daß er zu Beginn des Jahres 1885 schon zum Rückzug entschlossen war, ohne sich inzwi-

schen durch Augenschein vom Verteidigungszustand, der Verteidigungsmöglichkeit usw. in Amadi, seiner Hauptfestung, überzeugt zu haben. Wenn also Schweitzer bei Gelegenheit der Schlacht gegen Hicks Pascha erwähnt: „Der Mahdi hatte übrigens auch an diesem Kampfe nicht selbst teilgenommen, sich vielmehr ebenso, wie bei den früheren blutigen Zusammenstößen, in sicherer Ferne gehalten," so bleibt es befremdlich, daß derselbe Schweitzer an Emins Verhalten während der Belagerung von Amadi so gar nichts auszusetzen findet. Auf den „ehrlichen Soldatentod" hat es Emin übrigens, wie wir sehen werden, auch in Ladò nicht ankommen lassen. Nach Junker war ferner auch die Anlage der Befestigung Ladòs durchaus nicht etwa Emins Werk. Die Arbeit wurde vielmehr von Mahmud Effendi Adjemi, einem ägyptischen Offizier, der den russisch-türkischen Krieg mitgemacht hatte, durchgeführt und von Junker selbst beaufsichtigt, „da Emin Bey zu dieser Zeit an einem kranken Fuß litt und überhaupt sehr selten die Station verließ".

Angeregt durch Vita Hassans Berichterstattung, versuchte Emin, Morgan-Aga abzusetzen und an seiner Stelle Soliman Sudani zu ernennen. Nach seiner Art aber wählte er für diese Absetzung den Umweg, Morgan-Aga in freundlichem Tone zum Zweck einer Beratung über militärische Fragen nach Ladò einzuladen. Durch einen gefälligen Schreiber erhielt Morgan-Aga Kenntnis von dem wahren Grund dieser Einladung, leistete ihr einfach keine Folge und blieb demnach Befehlshaber. Er setzte sein trauriges Regiment mit Sauf-

gelagen, sinnloser Munitionsverschwendung und willkürlicher Hinrichtung begüterter Einwohner bis zuletzt ungestört fort. Vita Hassan erzählt, daß der Kommandant bei jedem Neumond zu seiner und seiner Zechgenossen Erheiterung die kostbaren Remingtonpatronen hundertweise in die Luft verfeuern ließ. Und manch andres Stücklein außerdem.

Wir müssen uns immer wieder vor Augen halten, daß die Belagerer Amadis sich in der Hauptsache aus Überläufern usw. zusammensetzten, und daß reguläre Streitkräfte des Mahdi kaum oder gar nicht dabei beteiligt waren. Der Mahdi hatte damals vor Chartum und späterhin in den anderen Nordprovinzen für seine Armee reichlich genug zu tun und legte auf die gewaltsame Eroberung der „Schwarzen Provinz" wohl nicht allzuviel Gewicht. Es ist nicht abzusehen, wieviel eine entschlossene Verteidigung von Äquatoria nicht nur für die Rettung dieser Provinz bewirkt, sondern auch dem Ansehen des Mahdi im Süden geschadet und dem Glauben an den weißen Menschen genützt hätte. Doch: „während jener ganzen Zeit, früher wie später, verließ Emin Bey Lado niemals".

Beim Belagerungsheere war inzwischen auch Osman Erbab, Emins ehemaliger Schreiber und Neffe des Mahdi, mit einiger Begleitung erschienen und riet in immer neuen Briefen dem „Emir" und seinen Offizieren dringend zur Übergabe, sonst würde er aus dem Bahr-el-Ghasal Tausende, ja Zehntausende von Mahdistenkriegern herbeiholen und das Land überrennen.

Allerdings hatten die Belagerer ziemlichen Zu-

lauf, doch war bis zuletzt weder von Tausenden noch gar von Zehntausenden die Rede. Die einfachste Überlegung mußte vielmehr jedem Kundigen sagen, daß die Mahdisten solche Kräfte zu diesem Zweck überhaupt kaum verfügbar hatten und in ausgesogenen Negerländern sicher auch nicht einsetzen würden. Doch in Ladò nahm man Osman Erbabs Prahlereien furchtbar ernst, umsomehr, als auch Morgan-Aga, um seine Freudenfeste und die Munitionsvergeudung zu bemänteln, immer wieder von gewaltigen Heerhaufen berichtete, die die Festung bedrängten.

Die erbetenen Verstärkungen wurden zwar abgesandt, drangen aber nicht mehr bis zur Feste durch.

Die Regierung in Ladò war vom zeitigen Frühjahr 1885 an fluchtbereit: der Abzug nach Osten nach Zerstörung der beiden Dampfer „Chediwe" und „Nyansa" und Vernichtung der Vorräte in den Magazinen wurde erwogen und vorübergehend sogar beschlossen. Bezeichnend für die Befehlsverhältnisse in der Provinz ist es, daß Vita Hassan, unterwegs zwischen Dufilé und Ladò, den offiziellen arabischen Befehl erhielt, Major Hauasch von diesem Beschluß zu verständigen und zu seiner Befolgung anzuhalten, zugleich aber auch eine vertrauliche Bitte Emins in italienischer Sprache, Hauasch sollte zur Ausführung des Befehls nicht gezwungen werden. Tatsächlich widersetzte sich Hauasch auch dem für sein Soldatenhirn unfaßbaren Plan, die Flinte derart ins Korn zu werfen, und Vita Hassan ließ ihn gerne gewähren. Schon im März 1885 war die Einschließung Amadis

vollendet. Die Hungersnot, eine Folge der früheren Lotterwirtschaft, zwang zu einem Entschluß, zu dem Morgan-Aga immer noch nicht die Kraft fand. Schließlich durchbrach Soliman Aga Sudani, der als Nachfolger Morgan-Agas gedacht gewesen, doch, wie erwähnt, nicht an seine Stelle gekommen war, den Ring der Belagerer und schlug sich bis nach Rimo in Makraka durch, wo er sich mit den aus Mombuttu gekommenen Truppen unter Rihan-Aga vereinigte.

Amadi, von den Resten der ausgehungerten Besatzung kaum noch verteidigt, wurde von den Mahdisten besetzt und diese „Waffentat" von Karam-Allah großsprecherisch an Emin nach Ladò berichtet. Morgan-Aga und einige seiner Zechgenossen zahlten mit ihren leeren Köpfen ihre Schuld nur zum Teil: ihr Tod wog den so vieler tapferer Soldaten nicht auf.

In Ladò wirkte die Kunde wie eine Bombe: von den Häuptern der Provinz, den Beamten und Schreibern um Emin, dachte niemand an weitere Verteidigung, jeder nur an die Rettung, und zwar plötzlich nach Süden. Ein weiterer Brief Karam-Allahs brachte in Abschrift die Mitteilung von Mohammed Achmed, dem Mahdi, aus Chartum, vom 28. Januar 1885 datiert, daß die Stadt am 25. Januar in seine Hände gefallen sei. Das zerstörte den letzten Rest von Besinnung.

Casati widerriet die Räumung von Ladò angesichts des vortrefflichen Verteidigungszustandes und wollte, wenn schon geflohen werden sollte, wenigstens nach Nordosten abziehen, weil er voraussah, daß die schwarzen Soldaten, aus Angst,

von ihrem Mudir verraten und verkauft zu werden, einen Zug nach Süden nicht mitmachen würden.

Emin stimmte Casatis Gründen in einem längeren Zwiegespräch bei, wußte aber dann in einer „Generalversammlung" (so nennt es Casati; als ob Aquatoria eine Aktiengesellschaft gewesen wäre) seinen eigenen Plan, den Abzug nach Süden, durchzusetzen, was Casati natürlich bös verstimmte.

Für uns liegt das Hauptgewicht nicht auf der Frage, ob nach Osten oder Süden, sondern einzig darauf: daß überhaupt abgezogen wurde. Denn nach der Besetzung Amadis hatten sich die Mahdisten sofort zur Verfolgung Soliman Agas Sudani aufgemacht und ihn bei Rimo erreicht, als er sich mit Rihan-Agas Truppen vereinigt hatte.

Hier, bei Rimo, kam es zur einzigen Schlacht in diesem „Feldzug der Schande", wo die schwarzen Truppen unter anständigen Offizieren zeigen konnten, wieviel von Bakers und Gordons Geist trotz allem noch in ihnen lebte. Mit ihren Offizieren an der Spitze stürzten sich die Regierungstruppen auf die Derwische, zersprengten sie und machten den Hauptteil in der Schlacht, fast den gesamten Rest auf der Verfolgung in den Wäldern nieder. So vernichtend war die Niederlage, daß Karam-Allah auf die Kunde davon augenblicklich das kaum besetzte Amadi niederbrannte und in größter Eile nach Norden abzog.

In Ladò freilich blieb „höheren Orts" dieser schöne Sieg ohne Wirkung. Am 7. April 1885 erfochten, mußte er der „Generalversammlung" vom 22. April bekannt sein. Umsonst. Am 24. April

verließ Emin Ladò. Bei seinem Abschied grüßten ihn am Hafen nur zwei Menschen, Casati und Rihan-Aga, der eine Sieger von Rimo. Unmittelbar nach seinem Abzug weckte der Witz eines sudanesischen Soldaten: „Unser Mudir ist ausgerissen" Spott und Verachtung. Von diesem Tage an war Emin wahrhaft einsam. Aber er wußte es nicht.

Von verschiedenen Seiten wird die Rettung Emins und seiner Provinz geradezu einer wunderbaren Fügung zugeschrieben. Sogar Junker weiß, allerdings in Sperrdruck, von dem Abzug der Nubo-Araber nach dem Bahr-el-Ghasal nur zu sagen: „Und dieser Umstand allein, nichts anderes, hat die Provinz Emin Beys vor einem schweren Schicksal, ja sehr wahrscheinlich vor dem Untergang gerettet." Den Sieg von Rimo, den doch auch Casati ausdrücklich erwähnt, hat Junker in seiner Tragweite nicht begriffen. Zu seiner Entschuldigung muß betont werden, daß er allerdings nur von Emin berichtet war, und demnach nur von einem „günstigen, jedoch späten Erfolg" wußte. Emin schrieb sogar ausdrücklich, „daß der größte Teil der Danagla bereits nach dem Ghasal abgereist sei, der Rest mit Karam Allah eifrigst sich zur Abreise vorbereite, was aber ist der Grund der eigentlichen Abreise?"

Dieses Fragezeichen ist Emin teuer zu stehen gekommen. Denn solange die Welt steht, hat eine Truppe eher noch übertriebenen Tadel für eine Niederlage ertragen, als ungenügendes Lob für einen Sieg. Die Schlacht bei Rimo war ein Sieg,

war von verzweifelten, halb verhungerten Soldaten sozusagen eigenmächtig gewonnen worden, gegen einen Feind, der sich unbesiegbar und von Gott behütet nannte. Hatte Emin sich während der Belagerung in Amadi schon nicht gezeigt, so konnte er doch jetzt, nach dem Sieg bei Rimo, die Soldaten mit einigen Worten der Anerkennung dauernd an sich binden, konnte auch dem hartnäckigen Gerücht, daß er sie zu verlassen oder als Sklaven zu verkaufen dachte, für immer den Boden entziehen. Aber wenn er auch gelegentliche Paraden abhielt und sich an militärischem Klingklang zu erfreuen liebte, so war Emin doch nichts weniger als ein Feldherr. Jede innere Beziehung zur Seele der Truppe fehlte ihm.

Der Abzug der Regierung aus Ladò verbitterte die Truppen wie die Offiziere des ersten Bataillons, weil sie für den Tag von Rimo mit Recht mehr Anerkennung erwarten durften. Überdies machte Emin auch nicht, wie er versprochen, Gondokoro zum Regierungssitz, sondern zog weiter nach Redjaf. Dort drängten ihn die Offiziere zum Bleiben, unter dem Hinweis darauf, daß die öffentliche Meinung den Rückzug hartnäckig als Flucht bezeichne, und daß der Gouverneur trachten müsse, sein und der Regierungsgewalt Ansehen zu retten! Umsonst! Emin zog weiter. Er versprach, in Laboré zu bleiben; da ihm aber die Stimmung in Bedden, Kiri, Mugi nicht behagte, zog er über Laboré hinaus nach Chor-Aju.

Hier spielte sich ein Vorfall ab, der zeigt, welchen Grad das Mißtrauen gegen Emin erreicht hatte. Emin lud Hauasch, den Kommandanten

von Dufilé, nach Chor-Aju ein, um verschiedene Maßnahmen mit ihm zu besprechen. Hauasch aber kam nicht, entschuldigte sein Ausbleiben auch nicht und erschien erst dann, als Emin seine Aufforderung mehrmals und schließlich so dringend wiederholt hatte, daß ein Nichtbefolgen offener Widersetzlichkeit gleichgekommen wäre. Es ergab sich, daß Hauasch von einem Schreiber Ahmed Raif gewarnt worden war, hinter der Einladung nach Chor-Aju stecke Verrat. Daß ein Schreiber solches von einem weißen Gouverneur zu behaupten wagte, scheint nicht minder bezeichnend als die andere Tatsache, daß er damit bei einem höheren Offizier Glauben fand. Aber wir haben ja gesehen, daß Emin sich eigenartiger Methoden zu bedienen wußte, um Mißliebige los zu werden. Und da Emin sich Verdächtigungen stets zugänglich zeigte, so konnte keiner seiner Untergebenen jemals sicher sein, ob und warum er mißliebig geworden war.

Immerhin: Hauasch war ein persönlich tapferer Mann, war seiner Truppen ziemlich sicher und überdies Mohammedaner. So mag er sich schicksalsgläubig auf den Weg gemacht haben. „Auf den Seiten des Buches steht alles geschrieben! Insh' Allah (so Gott will)!" Hauasch wurde aber leutselig aufgenommen, zum Major befördert und überhaupt mit Auszeichnung behandelt und konnte beruhigt nach Dufilé zurückkehren.

Bei der Weiterreise nach Süden schickte Ahmed Mahmud, Emins Adjutant, seine Mutter und Tochter mit geringer Begleitung voraus, trotzdem ihm bekannt sein mußte, daß der Landweg von

Chor-Aju nach Dufilé nicht sicher war. Tatsächlich wurden die beiden Frauen mit ihrer Begleitung von räuberischen Negern niedergemetzelt. Nur ein Diener konnte sich nach Dufilé retten. Casati behauptet, dieser Hinterhalt sei von Hauasch angezettelt und nicht den beiden harmlosen Frauen, sondern dem Gouverneur selbst gelegt gewesen. Er vermag nicht den Schimmer eines Beweises dafür zu erbringen und hat sich entschieden von seiner Abneigung gegen Hauasch für jede Wahrscheinlichkeit blenden lassen. Vita Hassan dagegen glaubt den Gouverneur gegen den Vorwurf verteidigen zu müssen, Emin habe Ahmed Mahmuds Mutter für sich gefangen nehmen lassen wollen und sie sei nur versehentlich ermordet worden.

Gefährlich ist das Spiel mit dem Meuchelmord — Mambangas und Lorons Schatten tauchten wieder auf, auch Bachit Bey war unvergessen.

Ende Juni kam Emin nach Dufilé, beeilte sich aber, diese Atmosphäre zu verlassen, die, wie er sich ausdrückte, „nach der Kaserne stank". Am 10. Juli 1885 brachte ihn der Dampfer nach Wadelai, das nun bis zuletzt sein Hauptsitz blieb.

Das erste Bataillon in den Nordstationen war damals schon nicht mehr in Emins Hand. Das ergibt sich aus zwei Tatsachen: Maßlos gereizt durch die fortwährenden Beutezüge der Truppen und durch Emins Abzug in dem Glauben bestärkt, die Türkenherrschaft sei zu Ende, hatten die mächtigsten Negerstämme des Nordens, die Bari und Dinka, sich zusammengetan und Ladò, Gondokoro

und Redjaf überfallen. Die Besatzung von Ladò schlug die Angreifer vernichtend (Oktober 1885). Es waren wieder die Sieger von Rimo, Rihan-Aga und Soliman Sudani, die die ägyptische Waffenehre retteten. Diesmal aber erwarteten die Truppen keine Anerkennung mehr von dem Mudir, der seit Monaten viele hundert Kilometer weit weg im Süden saß, fragten wohl auch nicht mehr danach, sondern beschlossen eigenmächtig die Neubesetzung der Stationen in Makraka.

Im April des nächsten Jahres 1886 versuchte der Kommandant des ersten Bataillons dennoch ein letztes Mal, die Einheitlichkeit der Regierung herzustellen, indem er Emin zu einer Besprechung nach Kiri lud. Sein Brief begann nach Casati mit den Sätzen: „Wer ist Mudir? Ich kann nicht dulden, daß mir Befehle von dem Major, der in Dufilé kommandiert, gesandt werden." Im weiteren betonte er seine Treue zur ägyptischen Regierung, aber auch seinen und seiner Leute festen Entschluß, die Stationen nicht zu verlassen.

Am 19. Mai, also wenige Wochen nach seinem Brief an Emin, starb Rihan-Aga sehr plötzlich, und das Gerücht, er sei vergiftet worden, wollte nicht verstummen. Auch Casati erwähnt es und nennt einen ägyptischen Hauptmann Ali Effendi als geheimen Auftraggeber.

Emin ging der Tod des braven Offiziers jedenfalls nicht sehr nahe. In einem Briefe an Junker findet er kein Wort ehrender Erinnerung für den Sieger von Rimo und Ladò, rügt aber, daß sich im Nachlaß einundzwanzig Gewehre (davon sechs neue Remington) vorgefunden und daß das Perso-

nal des Majors mit Frau und Sohn fünfundneunzig Personen betragen habe. Nach der Versicherung, „daß jeder hiesige Offizier, ob Ägypter, ob Sudaner, ein ähnliches Arsenal von gestohlenen Gouvernementswaffen in seinem Hause hat", versteigt sich Emin zu dem Satz: „Ich teile Ihnen diese Tatsache absichtlich mit und ermächtige Sie, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen, besonders aber, wenn Sie dazu kommen, selbe dem Vize-König oder Nubar-Pascha mitzuteilen, zur Bekräftigung meiner Ansicht, daß das Gouvernement am besten täte, diese Bande von soit-disant-Offizieren völlig aufzugeben und sich nicht der Welt gegenüber zu kompromittieren. Diese letzte Mitteilung ist natürlich konfidentiell und bleibt von Veröffentlichungen ausgeschlossen."

Nach dem letzten Satze sollte man meinen, Emin würde so annähernd gewußt haben, was er mit solchen Worten sagte. Daß aber der Gouverneur einer rings von Feinden umstellten Provinz sein Heil immer noch in verzwickter Diplomatie suchte und erprobte Kämpfer so gar nicht zu werten wußte, daß er ihnen sogar den Besitz von Waffen verübelte (die doch in ihren Händen wahrhaftig besser aufgehoben waren als in denen der diebischen Magazinverwalter) —: für all dies bleibt wohl wieder nur die tragische Verblendung das Schlüsselwort.

Nun galt es, einen Nachfolger für Rihan-Aga zu ernennen und den Truppen vorzustellen. Wieder eine Gelegenheit, die unterbrochene Verbindung mit dem ersten Bataillon aufzunehmen und die Gemüter der Soldaten zu gewinnen. Emin be-

nützte sie nicht, sondern schickte Vita Hassan, den Apotheker, als seinen Vertreter. Dieser wurde in Kiri, der ersten Station des Nordbataillons, glänzend aufgenommen, fand auch keine Schwierigkeiten bei Einsetzung des neuen Befehlshabers, des Majors Hamid-Aga, wurde aber mit Fragen bestürmt, warum der Mudir sein kampferprobtes erstes Bataillon im Stiche gelassen habe, warum er es nicht mehr sehen wolle und nur noch das zweite kenne. „Sind wir nicht mehr Soldaten des Vize-Königs?"

Verlangt wurde die Absetzung von Hauasch Effendi, dessen Strenge bei den Soldaten gefürchtet war. Diese letzte Forderung war wohl auf die Quertreibereien der Beamten zurückzuführen, denen Hauasch allerdings ein harter und unbequemer Vorgesetzter war. Auch war ja Hauasch Befehlshaber des zweiten Bataillons und ging also die Leute des ersten tatsächlich nichts an. Überdies hatte Hauasch sich in Dufilé unbestreitbare Verdienste erworben, die allerdings nicht der hartnäckige Casati, wohl aber Junker ausdrücklich anerkennt, der vor allem die energische Betreibung des Feldbaus, den früher vernachlässigten Anbau von Baumwolle und ferner noch erwähnt, daß Hauasch Effendi in Dufilé hierin allen voran ging. Auch Vita Hassan, der zwar aus seiner Vorliebe für Hauasch nie ein Hehl macht, rühmt wiederholt die Musterwirtschaft in Dufilé und erwähnt einmal: „Der Anbau von Zwiebeln und Baumwolle, die Verfertigung von Damur (Baumwollzeug, Anm. d. V.) und Stiefeln und seine zahlreichen Herden konnten nicht nur die Bedürfnisse

der Provinz zum großen Teile befriedigen, sondern bildeten für ihn auch eine erhebliche Einnahmequelle."

Daß Hauasch aus seiner Arbeit Nutzen zog, schien z. B. auch Dr. Junker so selbstverständlich, wie jedem anderen unbefangenen Beurteiler. Die verfaulten ägyptischen Schreiber sahen aber nur die Geldeinnahme und neideten sie dem Major in blindem Haß. Tatsächlich kaufte Junker bei seiner Abreise aus Äquatoria dem Major für 35 Taler neugewebtes Damurzeug ab und entlieh von ihm überdies noch 700 Taler bares Geld.

Es darf als ziemlich sicher gelten, daß Hauasch allein es war, der in Ackerbau, Viehzucht, Heimindustrie so ziemlich alles das ausgeführt, was Emin nur geplant, aber doch nach Europa berichtet hat.

Mochten nun, wie gesagt, die Beschwerden des ersten Bataillons gegen Hauasch gerecht sein oder nicht — keinesfalls war der Apotheker der Mann, ihnen abzuhelfen. So blieb der Bruch mit dem ersten Bataillon bestehen.

Von Junker müssen wir hier nachtragen, daß er nach zehntägigem Aufenthalt am ersten Tage des Jahres 1886 Wadelai für immer verlassen hatte, um sich über Unjoro und Uganda den Weg zur Ostküste zu suchen. Vita Hassan, der vielseitige Apotheker, hatte ihn in Emins Auftrag an Kabaregas Hof zu begleiten, um die Verbindung mit dem Negerkönig und damit auch den Postweg nach Osten sowie die mögliche Rückzugsstraße zu sichern. Als heitere Einzelheit verdient Erwäh-

nung, daß die beiden Herren dreihundertzwanzig Träger brauchten. Hassan schreibt: „Die Zahl von 320 Trägern darf nicht verwundern. Wir schleppten nicht viel Gepäck mit uns; aber man mag noch so wenig haben, man gebraucht doch stets eine größere Anzahl Träger, da der Neger keine schweren Lasten liebt; das Maximum, was man ihm auflegen darf, sind 20 bis 25 Kilogramm."

Abgesehen davon, daß auch 40 bis 50 Pfund in tropischer Hitze ein beträchtliches Marschgepäck darstellen, geben 320 Lasten zu 40 Pfund schon 128 deutsche Zentner oder rund 6,5 Tonnen. Da aber Junker, der große Forscher und Sammler, für sich nur 50 Lasten erwähnt, so bleibt für den Apotheker ein Rest, auf den die Bezeichnung „nicht viel Gepäck" kaum mehr paßt, nämlich 5,5 Tonnen = 5500 Kilo.

Die Mission Junkers und Hassans wurde erschwert durch den Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Unjoro und Uganda, wo der König Muanga ein Schreckensregiment errichtet hatte. Nach mancherlei Fährnissen reiste Junker trotz des Krieges weiter, durchquerte Muangas Reich, kam am 29. November 1886 in Bagamoyo an der Ostküste, etwa Mitte Januar in Kairo und, mit Aufenthalt in München und Berlin, im April 1887 in Petersburg an. Junker ist in der breiten Öffentlichkeit eifrig für Emin Pascha und seine Provinz eingetreten und hat neben Professor Dr. Schweinfurth das Hauptverdienst an der guten Aufnahme, die Emin später in Deutsch-Ostafrika gefunden hat.

Vita Hassan hatte bei der Antrittsaudienz Ka-

barega in Emins Namen unter anderem auch „Gewehre, Munition oder selbst eine Kanone“ angetragen. Bei dem bald darauf folgenden Kriege zwischen Kabarega und seinem mächtigen Nachbarn unterließ Emin jedoch die Lieferung dieser Waffen sowohl, wie jede andere Unterstützung, da er sich für keinen der beiden Könige entscheiden wollte, um die Verbindung mit dem Osten nicht zu gefährden. Diese Politik hatte das leicht vorauszusehende Ergebnis, daß er sich beide zu Feinden machte.

Für die Art, in der Emin sich seine Urteile bildete, sei hier noch ein kleines Beispiel erwähnt: Junker erzählt, daß Kabarega ihn und Vita recht schlecht untergebracht und lange Zeit auf die Antrittsaudienz habe warten lassen. Da sei ihnen eines Tages die Geduld gerissen und sie hätten sich unaufgefordert zum König auf den Weg gemacht, nicht ahnend, daß es als todeswürdiges Verbrechen galt, sich ohne höheren Befehl der Residenz des Herrschers zu nähern. Dieses Vorgehen führte, nach Junker, zu einem längeren Wortwechsel mit Abgesandten des Königs, doch zu keinen weiteren Folgen: die Audienz kam einige Tage später zustande, mit dem unmittelbaren Erfolg, daß große Post in Empfang genommen und neue über Uganda abgesandt werden konnte.

Von einem Zerwürfnis Hassans mit Kabarega sagt Junker kein Wort. Junker brach am 2. März nach Südsüdwest auf, Vita kurz nach ihm nach Nordwest. Während aber Junker dem unmittelbar bevorstehenden Kriege eingehende Betrachtungen widmet, erwähnt Vita Hassan, der tüchtige Bot-

schafter: „Ich selbst ahnte nicht im entferntesten, daß wir am Vorabend eines Krieges zwischen Unjoro und Uganda standen."

Wie dem auch sei: am 13. März reiste auch Hassan, allerdings recht beschleunigt, zurück, setzte auf eine Insel Tonguru, am Nordende des Albertsees gelegen, über und errichtete dort ohne weiteres eine Station.

Bald darauf schrieb Emin an Junker, Vita habe sich bei Kabarega unmöglich gemacht und Kabarega habe in einem längeren Briefe an Emin erklärt, „er würde unter keinen Umständen Vita wieder bei sich aufnehmen, sondern wünsche einen anderen Vertreter von hier: Vita sei ein Hitzkopf und Schwätzer." Emin erwähnt weiter noch, Hassan sei „mit Gewalt in Kabaregas Haus gedrungen" und „auch gleich bei seiner Ankunft mit Ihnen hat er, was Ihnen nicht bekannt geworden ist, mit den Leuten wiederholt Skandal gehabt."

Nach Vita Hassan wurde Casati zu Kabarega gesandt. Dieser betont in seinem Buche die Schwierigkeiten der neuen Stellung: „Es war eine Schädelstätte; allein ich zögerte nicht, sie zu besteigen. Am 20. Mai verließ ich Wadelai an Bord des Dampfers Khedive, der nach Kibiro ging."

Von einem Versagen seines Vorgängers weiß Casati genau so wenig wie Junker. Was es mit dem „gewaltsamen Einbruch" in Kabaregas Haus auf sich hatte, wissen wir gleichfalls von Junker. Und Kabaregas Ablehnung eines Regierungsvertreters, der in Negerländern immerhin als Weißer gelten konnte, zeugt nur von der dünkelhaften

Überhebung des Negerfürsten, der sich umworben fühlte. Für Emin aber war Kabaregas Urteil doch so maßgebend, daß er an Junker, Hassans Reisegefährten, berichten konnte: „— was Ihnen nicht bekannt geworden ist.“ Hassan weiß zu sagen: „Emin machte mir (in Wadelai, Frühjahr 86, Anm. d. V.) über mein Benehmen bei Kabarega und über meinen Gedanken, Tonguru zu besetzen, seine Komplimente.“ Tatsächlich billigte Emin nicht nur die Gründung von Tonguru, sondern auch, nach Hassans Rückkehr vom ersten Bataillon, die einer zweiten Station Mswa am Westufer des Albertsees, trennte das ganze Gebiet, Mahagi genannt, als besonderen Bezirk von der Südhälfte der Provinz ab und überließ Hassan die Verwaltung.

Die Station Mswa war im Gebiet eines Negerhäuptlings Schisa gegründet worden, der zwar dem Kabarega hörig war, die Besetzung aber angeblich erbeten oder doch zumindest erlaubt hatte. Kabarega erhob dagegen Einspruch. Die Regierung kümmerte sich nicht darum. Aber dem unglücklichen Schisa kostete es das Leben. Auch der Häuptling Anfina, der immer treu zur Regierung gehalten und zum Beispiel auch Junker lange Zeit beherbergt hatte, fand keine Unterstützung gegen seinen Lehnsherrn Kabarega und büßte seine Freundschaft zu den „Turk“ mit dem Leben.

Mit der Post, die, wie erwähnt, Junker und Vita Hassan von Kabarega aus an Emin weitergeleitet hatten, war auch, am 26. Februar 1886, als erste amtliche Nachricht seit März 1883, ein

Erlaß Nubar Paschas eingetroffen, bemerkenswert durch die Aufschrift: „An Emin Pascha, den Kommandanten von Gondokoro“ und im übrigen folgenden Wortlauts:

„Kairo, 13 Chaban, 1302
(27. Mai 1885)

An Emin Pascha, den Kommandanten von Gondokoro.

„Die aufrührerische Bewegung im Sudan zwingt die Regierung Seiner Hoheit, diese Gegenden aufzugeben. Infolgedessen können wir Ihnen keine Hilfe senden. Andererseits wissen wir nicht genau, in welcher Verfassung Sie sich befinden, sowohl Sie, als Ihre Garnisonen. Wir können Ihnen auch nicht Instruktionen darüber geben, was sie zu tun haben, und wenn wir Sie auffordern wollten, uns über Ihre Lage und die Ihrer Garnisonen zu unterrichten, um Ihnen darauf einen Befehl zukommen zu lassen, so würde dies zuviel Zeit wegnehmen und der Zeitverlust könnte Ihre Lage verschlimmern.

„Der Zweck dieses Schreibens, das Ihnen durch Vermittlung von Sir John Kirk, Generalkonsul Ihrer Britischen Majestät in Sansibar, via Sansibar zukommen wird, ist, Ihnen vollkommene Aktionsfreiheit zu lassen. Wenn Sie es für sich und Ihre Garnisonen sicherer finden, abzuziehen und nach Ägypten zurückzukehren, so würden Sir John Kirk sowohl als auch der Sultan von Sansibar den Chefs der verschiedenen Stämme an der Straße schreiben und darauf bedacht sein, Ihnen den Rückmarsch zu erleichtern.

„Sie sind hierdurch ermächtigt, sich Geld zu

verschaffen, indem Sie Tratten auf Sir John Kirk ausschreiben. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie carte blanche haben, um am besten für Ihr eigenes Wohl und das Ihrer Garnisonen zu handeln. Indem wir Ihnen mitteilen, daß die einzige Route, die Sie nehmen können, wenn Sie entschlossen sind, Gondokoro zu verlassen, die Route nach Sansibar ist, bitte ich Sie, sobald Sie sich entschieden haben, mir hiervon Mitteilung zu machen.

Der Präsident des Konseils
Nubar Pascha.

Postskr. Sir John Kirk wird Ihnen übrigens selbst schreiben, um Ihnen die Mittel und Wege mitzuteilen, die er versuchen könnte, um Ihnen den Rückzug Ihrer Garnisonen überall zu erleichtern."

Über diesen Erlaß selbst und über die Aufgabe, die ihm damit gestellt wurde, hat sich Emin wiederholt bitter beklagt. So schreibt er an Professor Schweinfurth am 3. März 1886: „Eine kühle Geschäftsdepesche in wahrem Sinne des Wortes — nicht ein Wort der Anerkennung für drei Jahre Sorgen und Kämpfe mit Danagla und Negern, Hunger und Nacktheit, nicht ein Wort der Aufmunterung zu der mir bevorstehenden übermenschlichen Arbeit, die Soldaten heimzuführen." Und am 5. Mai 1886 an den Geschäftsfreund Harders: „Das ägyptische Gouvernement verwöhnt seine Beamten nicht, und obgleich ich der einzige Gouverneur im ganzen Sudan bin, der es verstanden hat, seine Provinz vor Untergang zu bewahren, hat man in Ägypten nicht einmal ein Wort der Anerkennung oder Aufmunterung finden können."

Der angeführte Brief ist besonders noch durch eine andere Stelle bemerkenswert. Emin schreibt nämlich zusammenfassend über die Lage: „Es mag demnach genügen, anzuführen, daß, nachdem wir die Bari- und Dinkabewegungen niedergeschlagen haben, jetzt verhältnismäßige Ruhe herrscht.“ Gemeint ist der oben geschilderte Sieg bei Ladò, den das verlassene erste Bataillon auf eigene Faust erkämpft hatte, während Emin weit im Süden saß. Doch Emin sagt: „Wir“.

Anschließend wollen wir die Schilderung der Erlebnisse einfügen, die Casati als Emins Abgesandter bei Kabarega hatte und von denen Casati und Vita Hassan viel zu sagen wissen, Schweitzer aber so gut wie nichts. Zugegeben sei ohne weiteres, daß Casati ein eigenwilliger Mensch war, dessen Benehmen zwischen soldatischer Straffheit und Liebe zu den schwarzen Brüdern seltsam schwankte. Doch er war Emins treuer Freund. Sehen wir zu, wie ihm diese Treue gelohnt wurde. Die besonderen Schwierigkeiten seiner Stellung bei Kabarega hatte nicht nur er selbst, sondern auch Dr. Junker vorausgesehen. Er hatte eine „ablehnende und hinhaltende Politik“ zu vertreten, sollte unter Freundschaftsversicherungen die Postbeförderung nach Uganda erbitten, durfte aber die erbetene Hilfe gegen Uganda nicht gewähren.

Daß die Regierung, also Emin, Kabarega im Kriege gegen Uganda im Stiche ließ, schuf einen Zustand, der sich nur durch das Fehlen einer formellen Kriegserklärung von offenem Kriege unterschied. Casati traf daran keine Schuld. Er riet

zur Hilfeleistung, zur Übersendung von Geschenken, bat um häufigere Korrespondenz — umsonst: „Emin war beleidigt, als ob ich auf Tadel, auf Anmaßung einer Macht abzielte; und statt aller Antwort schrieb er mir: ‚Nicht ein Stück Elfenbein, nicht eine Patrone werde ich abgeben, ehe nicht ein Blutbündnis geschlossen ist‘.“

Ein unmögliches Verlangen — welchen Grund sollte Kabarega wohl zum Blutbündnis mit einem Manne haben, der ihm gegen seine Feinde nicht half, mit Geschenken sparte und überhaupt nach Lage der Dinge mehr zu erbitten als zu gewähren hatte?

Doch Casati harrte aus, trotzdem er im Laufe des Jahres 1887 wiederholt Mordanschlägen ausgesetzt war, deren Gelingen nur sein Glück und seine Wachsamkeit vereitelten.

Die Besetzung Tongurus und Mswas erschwerte naturgemäß Casatis Stellung noch mehr.

Im Mai 1887 aber griff Emin zu einer Maßregel, die merkwürdig genug anmutet: Er ließ ohne vorherige Kriegserklärung oder Warnung von den beiden Dampfern alle Kähne der Schuli, eines Kabarega hörigen Stammes, auf dem Albertsee rammen oder in den Grund schießen. Vita Hassan, der Vielgewandte, machte das — übrigens nicht sonderlich wagemutige — Seemannsstücklein zunächst mit, fuhr aber dann nach Wadelai, Emins damaliger Residenz am Nil, hinunter, um Aufklärung über die Gründe dieses Angriffs auf „unseren Verbündeten, bei welchem unsere Provinz noch ihren Vertreter Casati hatte“, zu verlangen. Emin blieb die Aufklärung nicht schul-

dig und wußte den Freund und Untergebenen davon zu überzeugen, die Schuli hätten Böses im Schilde geführt und die energische Maßnahme werde von heilsamster Wirkung sein. Vita Hassan ließ sich überzeugen, so gründlich sogar, daß er halb überrascht schließt: „Casatis Beziehungen zu Kabarega wurden nun immer gespannter." Das Gegenteil nämlich wäre verwunderlich gewesen.

Noch weit merkwürdiger allerdings als das Verhalten Emins, der so seinen Gesandten der Rache des Feindes preisgab, ist die Einstellung Casatis auf diesen Vorgang. Er hat nicht den Treubruch daran zu tadeln, sondern den „Mißerfolg" der Regierungstruppen, weil er, hier ganz Soldat, Kabarega mit Waffengewalt unterworfen sehen wollte, da doch kein Bündnis zustande zu bringen war: „Die gewohnte Etikette vergessend, fuhr mich der König in arabischer Sprache an, indem er mir Verschwörung gegen seine Person und Einverständnis mit dem Gouverneur von Äquatoria zu seinem und seines Reiches Untergang zur Last legte. Was war denn geschehen? Die Dampfer waren unversehens im Viktoria-Nil erschienen, die Expedition der Wanjoro, die bereits den Übergang über den Fluß begonnen hatte, hatte kaum die Zeit zum Rückgang gefunden; die Barken der Eingeborenen waren insgesamt weggenommen und zerstört worden; der Häuptling Rokora war aus seinem eigenen Dorfe, das den Flammen preisgegeben wurde, vertrieben und einige Eingeborene und Banassura waren von den Soldaten getötet worden. Die mir allerdings an sich neue Tatsache überraschte mich immerhin wegen des Mißerfolges

der Expedition der Regierung, die man der Unfähigkeit des Befehlshabers zu danken hatte; die Verlegenheit wuchs um uns herum, meine Lage konnte ernstlich gefährdet werden."

Auf dem Rückweg von dieser Audienz entging Casati nur durch die Treue seiner Leute dem Tod durch Mörderhand. Aber er blieb, weil er sich von seinem Bleiben Vorteil für Emin versprach. Er verlangte nur, daß Emin alle sieben Tage einen Boten und alle vierzehn Tage einen Dampfer nach Kibiro schicken sollte, letzteren mit dem ausdrücklichen Befehl, auf Casatis Zustimmung zur Abfahrt zu warten; auch erbat er sofort einige ausgesuchte Elefantenzähne und eine Kiste Patronen, um Kabarega ein Geschenk machen zu können.

Die Regierungsdampfer waren bei den Negern tatsächlich gefürchtet. Stellten sie doch, stark bemannt und nötigenfalls mit Kanonen bestückt, Kampfeinheiten dar, gegen die die Neger wehrlos waren. Das regelmäßige Erscheinen eines solchen Dampfers vor Kabaregas Hauptküstenort konnte also sehr gut hinreichen, Casatis Stellung zu sichern.

Emin versprach alles und reiste von Kibiro zurück nach Norden. Er hatte nämlich eine neuerliche Einladung des ersten Bataillons bekommen, sich zu einer Besprechung in Redjaf einzufinden. Dies soll man nicht als Wankelmut etwa der Truppen auslegen. Es waren ja keine Meuterer im gemeinen Sinne, die sich einer Oberhoheit bald entzogen, bald unterwarfen. Es waren allerdings Halbwilde, aber tapfere und treue Soldaten, die gegen ihren weißen Gouverneur wesentlich mehr

Anlaß zur Klage hatten, als er etwa gegen sie. Denn die Truppen hatten Emin nicht verlassen, wohl aber er die Truppen; er hatte sie verlassen, von Feinden umringt, von jeder Zufuhr abgeschnitten, im Norden den Mahdi, im Süden aber, nach des Führers Eingeständnis (so empfanden es die Truppen) die noch schlimmere Gefahr, an Kabarega verkauft zu werden. Gewiß waren Quertreiber und Hetzer am Werke — daß sie aber Erfolg haben konnten, lag nicht an den schwarzen Soldaten, deren Treue und Zuverlässigkeit, neben vielen andern, auch Gordon noch in seinem Tagebuch aus dem eingeschlossenen Chartum glänzend bezeugt.

Mehr noch als für jeden anderen gilt für den Negersoldaten der Satz „Treue um Treue". Und Treue führte Emin wohl gern im Munde, seine Taten aber ließen sie oft vermissen.

Diesmal immerhin leistete er der Einladung des ersten Bataillons Folge, doch es half nichts mehr; das gegenseitige Mißtrauen hatte einen Grad erreicht, der keine Verständigung mehr zuließ. Casati sagt: „Mißtrauisch und argwöhnisch, sandte er unwissende Spione nach Redjaf und verbreitete seinerseits Mißtrauen und Argwohn." Das Reisetempo wurde immer langsamer, die Soldaten, wütend, daß ihrer Einladung so zögernd Folge geleistet wurde, ließen den Gedanken laut werden, den Gouverneur einholen zu lassen: „Sind wir nicht mehr Soldaten des Vizekönigs? Ist er nicht unser Mudir? Warum kommt er nicht, uns zu sehen, uns, seine Kinder? Haben wir nicht oft genug für ihn geblutet?"

Am 10. Dezember 1887 wurde Emin in Kiri mit der Nachricht geweckt, die Truppen von Redjaf seien unterwegs, um ihn gefangen zu nehmen. So floh er bei Nacht, kaum bekleidet, nach Mugi zurück, schloß sich dort ein und gab Befehl, jeden Versuch nördlicher Truppen, sich der Station zu nähern, mit Gewalt zurückzuweisen. Hier in Mugi erreichte ihn eine Postsendung Casatis, die unter anderem auch die Ernennung zum Pascha, die Bestätigung aller Beförderungen und Belobung der Truppen enthielt. Zu spät! Das Band mit dem ersten Bataillon war zerrissen. Das zweite allerdings jubelte dem neuen Pascha zu und grüßte ihn mit elf Kanonenschüssen.

Emin fühlte sich nur im Bereich des zweiten Bataillons sicher. Das hinderte ihn nicht, in Dufilé in sein Tagebuch zu schreiben: „Vor längerer Zeit hatte ich den hiesigen Stationschef, einen sehr großen Lumpen, aber intelligenten Menschen, darauf aufmerksam gemacht, wie man die Fäden von Hibiscus Sabdariffa, die von Negern vielfach gebaut wird und deren Samen wir als Kaffeesurrogat gebrauchen, zu groben Gespinsten gebrauchen könne. Heute brachte er mir die erste praktische Ausführung meiner Anregung, ein Stück grober Sackleinewand, das für einen ersten Versuch sehr hübsch ist und jedenfalls nach Europa gehen soll."

Dieser große Lump ist Hauasch Effendi, unter dessen Schutz sich Emin gerade befand und über den er übrigens noch im April des gleichen Jahres an Junker höchst anerkennend geschrieben hatte. —

Zu dieser Zeit lagen die Dampfer zu Wadelai im

Dock, wurden repariert, gefirnißt, gestrichen und vom „Nyansa“ schreibt Emin stolz in sein Tagebuch: „Er ist jetzt so gut wie neu.“

Bei Kabarega aber saß Casati in Todesgefahr, ein halber Gefangener, und wartete auf die versprochenen Dampfer. Mit ihm war Biri, ein mohammedanischer Händler, der eben zum zweiten Male Post und einige dringend benötigte Waren für Emin durch Uganda bis zu Casati durchgeschmuggelt hatte. Auch Biri, der an die Erledigung seines Auftrags zu seinem Leben auch noch seine Habe gewagt hatte, verdiente unbedingt Schutz und Hilfe. Doch: „Kein Abgesandter des Paschas war angekommen, kein Dampfer erschien auf der Reede.“

Am 8. Januar 1888 wurden Casati und Biri von Guakamatera, Kabaregas Wesir, vorgeladen. Beiden schwante Übles. Doch Fernbleiben bedeutete offenen Bruch. So leisteten sie am 9. Januar der Einladung Folge.

Aber die Scheu vor dem weißen Abgesandten des weißen Gouverneurs war dahin: die Unglücklichen wurden samt ihren Dienern grausam gefesselt, mißhandelt, geschmäht. Inzwischen wurde Casatis Haus geplündert, seine Aufzeichnungen, Tagebücher usw. den Flammen übergeben, ein Verlust, der Casati näher ging als alles leibliche Ungemach. Biri wurde hingerichtet. Casati entging dem gleichen Los nicht so sehr wegen seiner weißen Haut, als vielmehr aus dem anderen Grund, weil bei Durchsuchung seines Hauses weder Soldaten noch Waffen gefunden wurden, die er, der Anklage nach, zu verräterischem Überfall bereit gehalten ha-

ben sollte. Doch brachte ihn die Strafe, die ihm zugedacht war, dem Tode ziemlich nahe: er wurde mit seinen Dienern in die Wildnis hinausgejagt und ein Machtwort des Königs verbot, den Flüchtlingen Nahrung, Wasser, Obdach zu gewähren oder den Weg zu zeigen. Man tötete sie nicht, trieb sie aber unter Stockschlägen und Verwünschungen von Dorf zu Dorf. Einzig Kagoro, der Häuptling von Kibiro, nahm sie hilfreich auf, obwohl er sich damit Kabaregas, seines Oberherrn, Zorn aussetzte. Länger als einen Tag und eine Nacht aber konnte auch er die Unglücklichen nicht beherbergen; bis zum nächsten Dorfe, dem Tokondschas, stellte er ihnen einen Führer, Tokondscha wiederum ließ sie zu Kapidi geleiten. Dort aber holte sie abermals Kabaregas Befehl ein: „Weder Speise noch Wegweiser!"

Von Dornen zerfetzt, zerlumpt und halb verhungert schleppten sie sich weiter durch das Uferschilf, gerieten nochmals in ein Kesseltreiben wütender Neger, konnten aber doch einen der Ihren, einen Dongolaner namens Fadl, in einer zufällig entdeckten Barke über den See nach Tonguru schicken.

Dort war Emin nach seiner Rückkehr aus dem Norden zum Besuche Vita Hassans eingetroffen. Der Dampfer, der ihn gebracht, hatte eine Barke mit Lebensmitteln geschleppt, die aber in Nacht und Sturm gekentert war. An ihrer Bergung arbeiteten beide Regierungsdampfer zwei Tage lang. Vita Hassan schreibt: „Es scheint, daß die Vorsehung diesen Unfall zur Rettung Kapitän Casatis veranlaßt hatte." Es scheint wirklich so. Es scheint aber auch vor allem, daß Emin seinen Gesandten

und das ihm gegebene Versprechen ganz vergessen hatte.

Als nun der Bote Fadl nach Tonguru gerudert kam, machte sich Emin allerdings auf dem „Nyansa“ auf, um die Küste nach Casati abzusuchen. Die Rauchfahne des Dampfers am fernen Horizont reichte hin, um die Negerschar, die Casati und seine Begleiter eben mit dem Tode bedrohte, in augenblickliche Flucht zu jagen. Nun mag Casati selbst das Wort nehmen: „Weh den Besiegten! Ich war ein Gefallener. Der freudige Empfang verstummte alsbald; die Botschaft, welche die Soldaten Fadl und Hurschid von den Lippen Guakamateras gehört hatten, traf völlig zu und zerstörte die Hoffnung auf die Zukunft. Ich hätte die Lage der Regierung durch eine überaus schroffe Haltung erschwert, die Beziehung zu dem König von Unjoro und den Großen leichtsinnig und starrköpfig behandelt, die Zukunft der Statthalterei untergraben, das Elfenbein weggeworfen, die Wohltat eines Weges für die Korrespondenz und die Wiederinstandsetzung der Magazine unmöglich gemacht, das Herz eines Königs, der so reich an Wohlwollen gewesen, entfremdet. Indem Emin diesen Stimmen einzelner Ausdruck verlieh, fügte er bei, die Sache werde keine verhängnisvollen Folgen haben; Tschua (Tschua = der Löwe, Beiname Kabaregas. D. V.) habe aus rein persönlichem Hasse gehandelt; er sei daran, die unterbrochene Beziehung ehestens durch einen willkommenen Gesandten wieder anzuknüpfen, der Fürst Unjoros sei auf das Bündnis und seine Beziehungen zu ‚dem befreundeten Doktor‘ stolz.

„Bei meiner Ankunft hatte ich dem Gouverneur vorgeschlagen, einen der Dampfer nach Kibiro mit einem Briefe an den König zu schicken, in welchem er ihn aufforderte, innerhalb 14 Tagen Biri, den Soldaten, die Gewehre und das Elfenbein der Regierung, das er abgenommen hatte, auszuliefern, sowie auch meine Effekten, unter der Drohung, daß er, wenn er innerhalb der festgesetzten Zeit nicht der Aufforderung Folge leisten würde, in Gemäßheit seines Rechtes handeln und die erlittene Schmach rächen würde.

„Mein gerechter Vorschlag wurde von den einmütigen Äußerungen hervorragender Offiziere unterstützt, die genug Macht hatten und von dem Verlangen brannten, dem unmenschlichen Despoten eine gehörige, verdiente Lehre zu geben. Allein die Antwort des Gouverneurs entsprach der Erwartung der Mehrzahl nicht; ich sei noch am Leben, und das sollte mir genügen; was dringlich sei, sei die Aufrechterhaltung herzlicher Beziehungen zu Unjoro wegen des Weges über Uganda: dies sei ein Leichtes und seine ausschließliche Aufgabe.

„Es war ein wenig Undank, zugleich auch ein Aufflackern von Anmaßung, dem ich würdevolles Schweigen entgegensetzte. Ich war in meinem Gewissen überzeugt, meinen Auftrag mit Eifer, Vorsicht, Klugheit, Würde, ohne Intriguen und ohne Feigheit ausgeführt zu haben. Ich wollte keinen Dank und keinen Lohn; aufs tiefste aber verletzte mich die Anklage, die ein Freund, dessen Dienst ich mich ohne Entschädigung mit allen meinen Kräften bis zur Aufopferung des Le-

bens gewidmet hatte, wie ein Kind mit feinem Lächeln behandelte. Der Wahrheit zur Ehre ist mir aber die Erinnerung daran angenehm, daß ich Trost in Briefen und Worten vieler Offiziere und Beamten fand. Ich richtete an den Gouverneur eine Bitte wegen Belohnung der zwei Soldaten, die meine Begleiter auf der Flucht von Unjoro waren, und setzte nicht ohne Schwierigkeiten durch, daß Fadl zum Offizier und Hurschid zum Unteroffizier befördert wurden. Der letztere starb leider alsbald an den Folgen einer Krankheit, die er sich in jenen Tagen des Schreckens zugezogen hatte."

Casati blieb übrigens doch nicht ganz ungerächt. Am 30. Mai 1888, nach Stanleys Ankunft, schien die Freundschaft mit Kabarega nicht mehr so wichtig. Nur wählte Emin, um Kabarega zu züchtigen, den Weg, Kibiro zu zerstören, also die Residenz gerade des einen Häuptlings, Kagoro, der Casati mutig beigestanden war und ohne dessen Hilfe der Kapitän die Verfolgung nicht überlebt hätte.

Casatis Fürbitte fruchtete nichts — in die hohe Politik ließ sich Emin von niemand hineinreden. Kibiro wies große Salinen auf, und das dort gewonnene Salz bildete eine der größten Einnahmequellen Kabaregas. Salz ist in Innerafrika selten und eine begehrte Tauschware. Junker drückt gelegentlich sein Bedauern darüber aus, „daß während so langer Jahre der Verkehr mit Kibiro trotz der vorhandenen Dampfschiffe nicht aufrecht erhalten werden konnte." Gegen Salz nämlich wären, schon hundert Kilometer stromabwärts, Elfenbein, Straußenfedern, Kautschuk und vieles an-

dere durch einfachen Tausch müheloser zu haben gewesen als durch die gewaltsameren Erwerbsmethoden der vielen Außenstationen.

Nun sollte also Kibiro zerstört und damit natürlich nicht nur Kabarega getroffen werden, sondern unmittelbar die hörigen Insassen Kibiros, letzten Endes aber auch alle Negerstämme im weitesten Umkreise, die auf Kibiro als auf die einzige erreichbare Bezugsquelle für Salz angewiesen waren.

Casati hatte als erster die Nachricht von Stanleys Nahen mitgebracht. Er hatte sie am 3. Januar 1888, noch bei Kabarega, von einem Boten erfahren, der vom Häuptling Uboga an Kabarega die Meldung brachte, im Lande der Walegga (südwestlich vom Albertsee) seien Europäer mit viel bewaffnetem Volke und einer Kleidung wie die Sansibariten angekommen.

Am 30. Januar fuhr Emin dieser Hilfsexpedition entgegen, kam aber nur bis Mswa, da über Kabaregas Haltung derartig widersprechende Berichte einliefen, daß ein weiteres Vordringen nicht rätlich schien. Um die Kühnheit der östlich vom See wohnenden Negerstämme etwas zu dämpfen, wurde ein Dorf der Lur geplündert und niedergebrannt. Eine andere „Expedition" in die gleiche Gegend brachte, nach Casati, „Korn in Masse und eine reichliche Anzahl Ziegen".

Am 12. Februar schrieb Emin an Casati, er wünsche, mit ihm den Angriff auf Kibiro zu beraten, „um dort die Industrie und den Handel zu zerstören, der dem Lande Leben und Reichtum verleiht". Casati litt an Fieber und entschuldigte sich.

Am 25. Februar brach Emin von Mswa auf,

um Stanley längs des Sees zu suchen, kehrte aber ohne Erfolg am 6. März nach Mswa zurück. Die benachbarten Häuptlinge hatten unklare oder einander widersprechende Auskünfte gegeben, zum Teil auch, von ihren Untertanen gedrängt, jegliche Antwort verweigert.

Am 15. März mußte Casati, von Emin gerufen, doch in Mswa erscheinen, wiederum wegen des Angriffs auf Kibiro. Noch einmal gelang es ihm, das Schicksal aufzuhalten.

In der Nacht des 30. Mai aber wurde Kibiro überfallen. Casatis Schilderung merkt man es an, wie furchtbar nah ihm die unmenschliche Maßregel gegangen sein muß: „Weiber, Kinder, Säuglinge wurden von den fanatischen Angreifern erfaßt, ermordet, in die Flammen geworfen. In kurzer Zeit war von Kibiro nur noch rauchende Asche vorhanden. Nachdem der entsetzliche Blutdurst gestillt war, verlegte sich die wütende, trunkene Horde auf die Plünderung. Ziegen, Salz, alles, was von den Flammen verschont blieb, erbeuteten und schleppten sie fort; die Saline wurde zerstört." Als einzigen Lichtblick erwähnt Casati die Gewißheit, daß Kagoro, der Häuptling, dem er persönlich sein Leben dankte, tags zuvor zufällig zu Kabarega berufen worden und so dem sicheren Tode entgangen war.

Vita Hassan nimmt den Vorfall nicht so tragisch. Er meint, es wäre „weder schwierig noch gefährlich gewesen" (o Held, du sprichst wie ein Apotheker), Genugtuung zu erhalten. Emin sei es nach Stanleys Ankunft nicht mehr nötig erschienen, Kabarega länger zu schonen, und so

habe er von beiden Dampfern mit siebzig Mann Kibiro überfallen lassen: „Sie erbeuteten eine große Menge Salz und gegen fünfhundert Schafe, die für unsere Provinz ein wahres Manna waren.“

Schweitzer weiß von der Zerstörung Kibiros so wenig wie von manch andrem zweischneidigen Regierungsstücklein Emins.

Ende März sandte Emin einen Bergbewohner von Mswa mit einem Brief an Stanley ab. Dieser Brief kam richtig in Stanleys Hände, was sehr für die Tüchtigkeit des Boten spricht. Denn die Hand Kabaregas, des mächtigen Königs, lag schwer auf dem Lande, so schwer, daß kaum einer dem Gebot zu trotzen wagte: die „Turk“ — Emin und seine Leute — dürften von dem Kommen anderer Weißer nichts erfahren. Durch dieses Verbot wurde Stanleys Zusammentreffen mit Emin schließlich zwar doch nicht verhindert, aber gewiß erheblich verzögert.

Am 25. April fuhr Stanleys Offizier, Mounteney Jephson, in dem Stahlboot „Advance“ der Expedition von Kawalli ab, erreichte am 26. Mswa und gab unverzüglich seine Ankunft dem Pascha, der eben in Tonguru weilte, bekannt.

Damit war die Verbindung mit Europa hergestellt. Ein neuer Abschnitt in Emins Geschichte beginnt. Bevor wir aber in der Schilderung fortfahren, müssen wir den Zusammenhang mit den europäischen Ereignissen herstellen.

Trotz dem umfangreichen Briefverkehr, den Emin, wie er erzählt, vom ersten Tage in Ladò an aufgenommen und ständig ausgebaut hatte,

war sein Name in der europäischen Öffentlichkeit doch unbekannt geblieben. So unbekannt, daß er erstmals Mitte 1885 in Verbindung mit Junker und Casati, und zwar als Forscher, genannt wurde. Das lange Ausbleiben aller Nachrichten von Dr. Junker hatte nämlich eine von sämtlichen geographischen Gesellschaften Deutschlands unterzeichnete Eingabe an den Fürsten Bismarck veranlaßt, die um Nachforschungen auf diplomatischem Wege bat. Diese Nachforschungen brachten am 14. Juli 1885 die telegraphische Nachricht vom deutschen Generalkonsul in Alexandrien, er habe in Wadi-Halfa erfahren, daß Dr. Junker und Casati sich in Ladò bei Dr. Schnitzer in Sicherheit befänden.

Daran schlossen sich einige Artikel in Tageszeitungen, die „Dr. Schnitzer" dem deutschen Publikum als deutschen Forscher vorstellten, später erst als überaus verdienstvollen Gouverneur der Äquatorialprovinz und Emin Bey.

Der Gedanke, den „drei Forschern", namentlich den zwei „deutschen Landsleuten" Dr. Schnitzer (Emin Bey) und Dr. Junker von Reichs wegen Hilfe zu bringen, tauchte erstmalig im August 1885 in Verbindung mit der Nachricht auf, Dr. Junkers Bruder, ein Petersburger Bankier, beabsichtige, eine Entsatzkommission unter Dr. Gustav Adolf Fischer auf die Suche nach seinem Bruder zu schicken. Diese Expedition kam noch im gleichen Jahre zustande, mißlang aber völlig. Dr. Fischer erlag, nach Deutschland zurückgekehrt, einem Fieber, das er vom Viktoriasee mitgebracht hatte.

Nach längerem Stillstand kam die Bewegung

erst wieder in Fluß, als die „Kölnische Zeitung“ am 17. November 1886 mit einigen Begleitworten Dr. Schweinfurths ein Schreiben veröffentlichen konnte, das der Gelehrte am 8. November in Kairo erhalten hatte und das von Dr. Wilhelm Junker am 16. August 1886 in Msalala, südlich des Viktoriasees, geschrieben war. Während aber Junker hauptsächlich verlangt: „Den Strang, den Strang für Muanga und seine Bande! Befreiung Ugandas, Unterstützung Emin Beys und Neubesetzung jener Provinzen!!! Ich kehre nur mit jenem Gedanken nach Europa zurück!“ knüpfte Professor Schweinfurth daran schon die Feststellung: „Dr. Schnitzer, der vielgenannte Schlesier, der unter dem Namen Emin Bey sich während einer nahezu zehnjährigen musterhaften Verwaltung der einst ägyptischen Äquatorialprovinz am obersten Nil bleibende Verdienste um unser gesamteuropäisches Kulturwerk in den Wildnissen von Afrika erworben.“

Doch auch in England war man nicht müßig. Am 10. Dezember 1886 druckten die „Times“ ein Schreiben Emins an Dr. Felkin in Edinburg vom 7. Juni 1886 ab, das seiner Ausführlichkeit halber hier nicht im Wortlaut angeführt werden kann. Emin kündigt darin seinen Entschluß an, die Provinz zu halten. Zum Unterschied von dem deutschen konnte das englische Blatt dieser Nachricht über Emin schon die andere hinzufügen, daß eine Privatexpedition unter Führung des Afrikareisenden Stanley organisiert werde, um Dr. Emin Bey Entsatz zu bringen. „Die ägyptische Regierung wird einen Teil der Kosten der Expedition tragen.“

Wir haben früher schon dargetan, daß in dem „Wettrennen nach Emin", das hiermit anhob, England sich einen Vorsprung von zweieinviertel Jahren sicherte. Dies verdient besondere Beachtung, als Beweis, nicht etwa für die überragende Menschenfreundlichkeit, sondern für die tiefgehende politische Schulung des englischen Volkes. Denn wenn auch fraglos Dr. Peters und einige ihm Geistesverwandte Emins Stellung als Schlüsselbewahrer zum Innersten Afrikas und die politische Tragweite, die seine Rettung haben mußte, richtig erfaßt hatten — so war doch der breiten deutschen Öffentlichkeit weit weniger mit diesem machtpolitischen, sondern vor allem mit dem rein idealistischen Beweggrund beizukommen: es gelte dem deutschen Landsmann, Forscher, Kulturapostel Hilfe zu bringen.

Schweitzer trifft vielleicht den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „In England wollte man Emin entsetzen, in Deutschland Emin nur Hilfe bringen." Liest man für „entsetzen" — „dienstbar machen", so ist die Lage tatsächlich gekennzeichnet.

Das Unternehmen des Dr. Peters wächst dadurch zu einsamer Größe. Daß ihm der Erfolg versagt blieb, ändert nichts an seinem Verdienst. Ein überragender Ehrenplatz unter Deutschlands Helden ist ihm für alle Zukunft sicher. —

Nun wollen wir noch kurz die engeren Voraussetzungen prüfen, die für Emins Rettung bestanden und die sich auf das Bild gründeten, das vor allem Emin selbst, doch auch Junker und Casati von den Zuständen in Äquatoria entworfen hatten. Es muß gesagt werden, daß dieses Bild den

Tatsachen recht wenig entsprach. Wenn zum Beispiel Emin gelegentlich von „dem Schein von Autorität, der ihm geblieben“ spricht, oder von der Widersetzlichkeit der Truppen und Beamten, so werden diese Geständnisse für den Fernstehenden allzu leicht aufgewogen durch Berichte an anderer Stelle über begeisterte Empfänge, Hochkultur der Felder und vor allem durch die peinlich genaue Forscherarbeit, die doch wohl ungestörte Muße voraussetzte.

Nun soll es gewiß nicht bezweifelt werden, daß Emin weitreichende Pläne für die Hebung seiner Provinz hegte und auch schätzenswerte Anregungen dazu zu geben wußte. Hauasch ist aber so ziemlich der einzige, der diese Anregungen zu Taten werden ließ, und zwar, wie betont sein muß, ganz aus sich heraus und im eigenen Wirkungskreise. Daß er dafür bei Emin nicht immer Anerkennung, bei vielen anderen Haß und Neid geerntet hat, haben wir schon gesehen. Dabei hätte die Anlegung auch edlerer Kulturen, wie Reis, Kaffee und Baumwolle, durchaus nicht etwa mit den Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, an die man bei „Urbarmachung der Wildnis“ zu denken geneigt ist. Als Beweis sei hier nur Junker angeführt, der während der Wartezeit bei Anfina in einem neu angelegten Garten prachtvolle Ernten erzielte und eigens betont: „Man wird aber gestehen, daß Länder, wo ohne besondere Auswahl des Platzes und ohne künstliche Bewässerung das Jahr doppelte Ernten verleiht, zweifellos zu den bevorzugteren gehören.“

An Arbeitskräften hätte es nicht gefehlt, wie ja

die von Emin selbst, Junker, Casati und Hassan mehrfach erwähnten erstaunlichen Kopfzahlen der einzelnen Haushaltungen beweisen.

Aber wie aus den früher angeführten Bemerkungen Junkers zur Genüge hervorgeht, diente das massenhafte Personal, vom obersten Beamten bis zum letzten Soldaten hinunter der persönlichen Bequemlichkeit, das weibliche noch traurigeren Zwecken. Zur Arbeit fühlten die Leute keinen Trieb, und außer Hauasch war niemand da, der sie dazu anzuhalten wußte. Andererseits bewiesen gerade die Erfolge, die Hauasch erzielte, was bei tatkräftiger Durchführung im großen zu erreichen gewesen wäre. Guter oder böser Wille des „Personals" kam gar nicht in Frage, denn Hassan gibt wiederholt zu, daß diese Hausangestellten — einfach Sklaven waren.

Wie völlig es an dem Willen von oben fehlte, verrät derselbe ahnungslose Hassan, als er von seinem Besuch bei Junker in Anfina-Station erzählt, er habe des Morgens immer „als einfacher Zuschauer" den Gartenarbeiten zugesehen, mit denen sich der Forscher regelmäßig alle Vormittage beschäftigte und an denen er ein „eigenes Vergnügen" fand. „Es war spaßhaft, ihn, in Ermanglung anderer Kleider nur mit einer weiten arabischen Unterhose bekleidet, wie den ersten besten Gärtner graben, begießen und jäten zu sehen."

Das ist so ganz orientalisch gedacht, daß es dem Manne aus Tunis hingehen mag. Denn für den Orientalen gipfelt der Begriff „Vornehmheit" in der peinlichen Unterlassung jeder körperlichen Arbeit.

Emin war ja aber kein Orientale. Er hatte in seinen Anfängen, in Antivari, sein Gärtchen immer selbst bebaut, hatte sogar noch in der ersten Zeit in Chartum, wie wir von Giegler Pascha wissen, Verrichtungen auf sich genommen, die weit eher danach angetan waren, den hohen gesellschaftlichen Abstand des Weißen zur farbigen Umgebung zu verwischen. Auch war jetzt die Provinz von jeder Verbindung abgeschnitten, ganz auf sich gestellt, wie ein Schiff in Seenot, und brauchte wahrhaftig alle Mann an Bord. Schließlich haben Junker seine Gärtnerarbeiten ja doch nicht geschadet; er blieb bis zuletzt der „Weiße", dem mit Anstand und Ehrfurcht begegnet wurde. Und er hatte nicht nur selbst den Nutzen davon, sondern er konnte auch, wie er erzählt, „mit vollen Händen geben, während auf den Stationen Trägheit und Unverstand der Leute nur wenig schuf und alles gar karg bemessen war". Junker schickte sogar an Emin Bey Körbe voll einheimischer Gurken, Bohnen, Tomaten u. dgl.

Für die Beamten wie für die Soldaten schien es freilich einfacher, Korn und Vieh mit Waffengewalt aus den Negerdörfern zu holen.

Doch davon erfuhr Europa nichts.

Es bleibt als letzte Frage die: was Emin von einer Hilfsexpedition erwartete oder wünschte. Die Antwort ist schwierig, weil Emin gerade hierüber sich oft widersprechend geäußert hat. An Bitten um Unterstützung hat er es nicht fehlen lassen. Doch den Gedanken, nach Osten, Westen oder Süden „abzuziehen", hat er eben so oft erörtert. Nimmt man aus seinen Auslassungen das arith-

metische Mittel, so ergibt sich zweierlei: Erstens, daß ihm durchaus nicht darum zu tun war, unter eine neue und naturgemäß straffere Oberhoheit zu kommen. Trotz allen oft bitteren Klagen über die ägyptische Scheinherrschaft fühlte er sich doch in der unbeschränkten Machtvollkommenheit sehr wohl, die sie ihm ließ. Andererseits aber klingt immer wieder die Sehnsucht durch, diese Machtvollkommenheit von fremder, stärkerer Hand wieder hergestellt zu sehen.

Der Widerspruch zwischen diesen beiden Wünschen ist nur ein scheinbarer. Gerade in dem Menschen Emin konnten sie sehr gut nebeneinander bestehen.

Wir haben früher schon erwähnt, daß es sein kennzeichnendster Wesenszug war, sich selbst und die Umwelt nicht in das richtige Verhältnis setzen zu können. Es war, wenn der Ausdruck gestattet ist, ein seelischer Sehfehler, der ihm den Blick für die Weite nahm. Es ist also sicher anzunehmen, daß Emin die ungeheure strategische Bedeutung von Äquatoria nicht erkannt hat.

Von manchen Seiten ist behauptet worden, Emin habe von den verschiedenen Kolonisationsbestrebungen der achtziger Jahre, insbesondere von den deutschen in Ostafrika, nichts gewußt, und Stanley habe sie ihm böswillig verschwiegen, um ihn für andere Zwecke einfangen zu können.

Das ist nicht wahr.

Am 3. März 1886 schreibt Emin an Professor Schweinfurth von „Andeutungen über deutsche Kolonisationsbeginne im Westen und Osten von Afrika, im Pazifischen Ozean und sonstwo".

Am 5. März 1886 an Harders in Kairo: „Was Teufel haben denn die Deutschen in Sansibar gehabt?“

Am 20. Januar 1887 endlich an Junker: „Was die Hilfe von Europa betrifft, für welche Sie freundlicherweise sich zu interessieren versprechen, so muß ich offen gestehen, daß ich mich in dieser Beziehung keinerlei Illusionen hingebe. Von Ägypten ist nichts zu erwarten. Daß andere Mächte sich schließlich zu Ausgaben veranlaßt sehen sollten, um uns zu unterstützen, liegt meiner Ansicht nach außer dem Bereiche aller Möglichkeit. Wäre unser Land „no man's land“, so könnte wohl eine einfache Besitzergreifung stattfinden: bis heute sind wir aber auf ägyptischem oder türkischem Boden, und wo immer es nötig wird, die Diplomatie ins Spiel zu ziehen, da ist auf befriedigende Resultate kaum zu rechnen. So fest ich davon überzeugt bin, daß Sie alles aufbieten werden, uns beizustehen, und so herzlich ich Ihnen jetzt für Ihre Anstrengungen im Interesse meiner Leute verpflichtet bin, so wenig verspreche ich mir von alledem. Die europäischen Mächte sind, wie ich aus den mir von Herrn Mackay freundlicherweise zugesandten Telegrammen und Zeitungen ersehe, anderweitig völlig in Anspruch genommen und der einzige Staat, der augenblicklich all seine Aufmerksamkeit auf Kolonialpolitik gewandt hat, Deutschland, hat meiner Meinung nach für diese Binnenländer kaum Interesse. Warten wir in Geduld: Tout vient enfin à qui sait attendre.“

Die Nachrichten von Stanleys Expedition beantwortet er noch am 15. April 1887, ebenfalls

an Junker, mit den Sätzen: „Kommt Stanley oder Thomson wirklich hierher, so würde dies natürlich für uns alle ein unverhoffter Glücksfall sein. Ich möchte aber schon jetzt darauf hindeuten, daß, falls wir genügend Munition zugeführt erhalten, und wir mit Uganda und Unjoro zu einem dauernden Verhältnisse bezüglich unserer Verbindungen mit der Küste kommen können, es durchaus nicht in meiner Absicht liegt, mich von hier fortzubegeben. Nach zwölfjährigem Aufenthalte gerade jetzt mich zurückzuziehen, wo für all unsere Länder eine neue Ära anzubrechen scheint, wäre unverantwortlich, und sind auch in letzter Zeit die Leute einigermaßen störrisch gewesen, ein Umstand, der jedenfalls nicht den Sudanern, sondern nur den Ägyptern zur Last fällt, so bin ich doch fest überzeugt, daß meine Leute zu mir stehen und es sehr ungern sehen würden, wollte ich sie gerade jetzt verlassen. Auch muß ich gestehen, daß ich jedenfalls in großer Verlegenheit wäre, wen ich an meine Stelle zu setzen hätte. Also sehen wir davon ab und bleiben!"

Eine Woche vorher schreibt er in einem anderen Briefe: „Unsere Länder aufgeben? Gewiß nicht!" Nach dem ersten Zusammentreffen mit Jephson aber, am 27. April 1888, trägt er in sein Tagebuch ein: „Stanley ist auf den Bergen von Njamsassi, wo er meiner wartet. Danach habe ich freilich nicht viel Hoffnungen — aber mein Entschluß ist gefaßt: Gehen werde ich nicht!" —

Nein, nein, so hart es klingen mag, es bleibt kein anderer Schluß: Emin war der Überzeugung, daß Europa sich aufmachen würde, um ihm, dem Na-

turforscher Dr. Emin Pascha, einen Wirkungskreis zu erhalten, an dem er übrigens, der Wahrheit die Ehre, mit echter Liebe hing. Die Selbstüberschätzung, die darin liegt, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, braucht nicht einmal Wunder zu nehmen. Sie ist verständlich bei einem Mann, der in zwölfjähriger Abgeschiedenheit den Maßstab dafür verloren hatte, was er der weißen Welt bedeutete, und was diese weiße Welt ihm schuldig war. Sich selbst als Aushängeschild für tiefer reichende fremde Machtpläne zu empfinden, kam ihm sogar nach Stanleys Ankunft nicht in den Sinn. Der junge Mounteney Jephson konnte ihn darüber nicht aufklären, und Stanley wollte es zunächst nicht tun. Das tragische Mißverhältnis zwischen dem eigenen Wollen und Können ging Emin erst später auf.

Zum Schlusse wollen wir hier noch die Betrachtung anführen, die Schweitzer über Emin als Gouverneur anstellt: „Gerade diese Summe von Tugenden und Schwächen war es, die es Emin gestattet hatte, sich unter so schwierigen Verhältnissen Jahre lang über Wasser zu halten. Wäre er ein Hitzkopf gewesen — wie man auch im Sudan sagt: ‚Ein heißer Mann (ragl hami) taugt nicht für den Sudan' — dann wäre er bald erlegen. Ein Choleriker hätte da nichts getaugt und alle Kolonialrowdies der Welt zusammen hätten das nicht zu leisten vermocht, was Emin erreicht hat. Wäre er von jener unbeugsamen Willensstärke gewesen, dem britischen Stahl (unser Stahl ist geschmeidiger, er hat nämlich etwas Gold in sich von dem Brillengold unserer Denker) gleich,

hart aber brüchig, die einen Gordon beseelte, so wäre es ihm ergangen wie Lupton."

Diese Betrachtung ist, abgesehen von ihrem Stil, der für uns ja keine Rolle spielt, geradezu das Musterbeispiel eines Fehlurteils. Es mag dahingestellt bleiben, an wen Schweitzer bei „Kolonialrowdies" denkt, dahingestellt auch, warum es Emin hätte wie Lupton ergehen sollen, wenn er von Gordons unbeugsamer Willensstärke gewesen wäre. Wir wollen lieber nach Schweitzer das Urteil zitieren, das Fürst Bismarck über Emin abgegeben hat: „Emin mag ja viel geistreicher sein als Wißmann, und ein Gelehrter ist er jedenfalls: aber wenn ich sein Profil hier hätte, so würde es sich herausstellen, daß ihm der Hinterkopf fehlt, die volle tierische Energie, auf welche man in Afrika nicht ganz verzichten kann."

Emin und Stanley

Über Stanleys Expedition zum Entsatze Emin Paschas ist im Rahmen dieses Buches zunächst nur zu sagen, daß sich in ihr Licht und Schatten seltsam mengen. Als Lichtseite wird immer und unbedingt der ungeheure Energieaufwand zu gelten haben, der die kleine Schar durch viele tausend Kilometer unerforschten, wegelosen, von Hindernissen und Gefahren starrenden Urwaldes führte. Als Schattenseite aber vor allem der Umstand, daß dieser Energieaufwand vielfach mehr der Ehrsucht des Führers als anderen Zielen diente, und daß häufig Mittel dazu gewählt wurden, die keiner Kritik standhalten.

Ohne auf das psychologische Problem des Typus Stanley einzugehen, wollen wir nur zweierlei festhalten. Einmal, daß es Stanley als Engländer, als Angehörigem des auserwählten Volkes also, nahe lag, eine Mission zu sehen, wo doch nur ein Zweck zu erreichen war. Zum anderen: daß Stanleys Charakter das seltsamste Widerspiel zu Emins Charakter aufweist. Auch Stanley fehlte trotz aller scheinbaren Nüchternheit der innere Maßstab für die Umwelt.

Der strategische Grundplan der Expedition ist früher schon erörtert worden. Er krankte an der Vielfältigkeit der Ziele. An dem Wunsch, wenn man so sagen darf, allzuviele Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Es sollte ein Elfenbeinschatz von 75 Tonnen, annähernd 3000 Negerlasten, ge-

borgen, eine, wie es hieß, glänzend organisierte Provinz, wohl für England, übernommen, es sollte aber ferner der belgische Kongostaat ins Spiel gebracht, unerforschtes Hinterland erschlossen und schließlich auch Emin geholfen werden.

Die Vielheit dieser Gesichtspunkte schloß den Weg von der Ostküste aus. Stanley wählte den Weg von Westen, von der Kongomündung stromaufwärts, dann den Aruwimi hinauf. Da die Beschaffung der vielen Träger Schwierigkeiten machte, trennte Stanley die Expedition in Jambuja, wo er unter dem Befehl des Majors Barttelot, dem die Herren Jameson, Ward, Troup und Bonny beigegeben waren, eine Nachhut von 271 Bewaffneten ließ, während er selbst mit einer Vorhut von 389 Mann am 28. Juni 1887 nach Osten aufbrach. Bei Stanley befanden sich Kapitän Nelson, die Leutnants Stairs und Jephson, sowie der überaus tüchtige Arzt Dr. Parke. Diese Teilung, vor allem der Umstand, daß Stanley in wildem Entdeckerehrgeiz vorauszog, anstatt selbst bei der Nachhut zu bleiben, sind die wundesten Punkte des Unternehmens. Das Schicksal der Nachhut war fürchterlich: Major Barttelot wurde von einem Araber erschossen, Jameson starb an Dysenterie, Troup mußte krank nach England zurück, Ward nach Bangala.

Als Stanley nach dem ersten Zusammentreffen mit Emin auf der Suche nach dem Nachtrab zurückkehrte, fand er in Banalia — bis dahin war noch Barttelot von Jambuja vorgerückt — als einzig überlebenden Weißen Herrn Bonny, von den 271 Mann noch etwas mehr als ein Drittel.

Diesen Rest führte Stanley nun, unter neuen Verlusten, der Vorhut an den Albertsee nach.

Von den 389 Mann der Vorhut waren unterwegs ebenfalls mehr als die Hälfte zugrunde gegangen, so daß sich die Gesamtstärke von Stanleys Entsatzkorps auf noch nicht 300 Mann belief.

Die Umstände, unter denen sich Emins „Rettung" durch Stanley vollzogen hat, sind Gegenstand so vielseitiger Erörterungen gewesen, daß wir uns wohl damit begnügen können, sie nur von einem bestimmten Gesichtspunkt aus zu beleuchten, im übrigen aber in gedrängter Kürze darüber hinwegzugehen. Dieser besondere Gesichtspunkt erscheint gegeben, wenn wir, worauf es hier vor allem ankommt, Emin als tragische Figur werten und zusehen, wie die Ereignisse, seinem Zugriff entrückt, sich zum Endschicksal verdichten.

Das Zusammentreffen der beiden Antipoden hatte einen dramatischen Gehalt, der in wenigen Sätzen nur angedeutet, nicht annähernd ausgeschöpft werden kann.

Emin erwartete den Helfer, der seine gesunkene Herrschaft wieder aufrichten, seine Macht stärken sollte.

Der weiße Retter kam mit einem elenden Häuflein zerfetzter, zerlumpter, verhungerter Sansibariten, die von den Mühsalen des Wegs Schauderdinge zu erzählen wußten.

Er brachte 34 Kisten Munition und 2 Ballen, den einen mit Strümpfen, Unterzeug und Leinwanduniformen, den zweiten mit Zeitungen, Briefen an Emin und Casati und je einem Schreiben

des Khedive und Nubar Paschas. Beide Ballen waren so durchnäßt, daß die Kleider fast unbrauchbar und auch die Briefe schwer leserlich geworden waren.

Emin hatte vor allem Kleider und Lebensmittel an seine Retter auszuteilen.

Stanley kämpfte sich in einem übermenschlichen Gewaltmarsch durch Urwildnis, in der bestimmten Erwartung, am Ende des Leidensweges ein Musterland, einen Elfenbeinschatz, ein schlagfertiges Heer von 2000 Mann und einen Weißen zu finden, der Herrn Stanley als Sachwalter in dieses Paradies einsetzen würde.

Er fand statt des Dorados einen König-ohne-Land, von seinen Truppen größtenteils verlassen. Das Elfenbein lag in den Stationen der Meuterer.

Ein Fehlschlag also; aber Stanley war nicht der Mann, sich so leicht besiegt zu geben. Der Name Emin Pascha hatte in der europäischen Öffentlichkeit ein Gewicht bekommen, mit dem sich noch allerhand anfangen ließ.

Stanley unterbreitete also zwei Vorschläge: Emin sollte entweder seine bisherige Provinz für den Kongostaat weiter verwalten, oder für die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft, an der Nordostecke des Viktoriasees, mit seinen bisherigen Truppen und Beamten ein neues Siedlungsgebiet erschließen.

Dann ließ er seinen Leutnant Jephson bei Emin, als Zeugen für die Ankunft der Retter, und ging zurück an den Kongo, um die Nachhut heranzuholen.

Es ist für die Lage der Dinge auf beiden Seiten

unendlich bezeichnend, daß gerade die Ankunft der Retter den letzten Rest von Emins Ansehen untergrub. Emin trat mit Jephson eine Reise durch die Stationen an, um den Soldaten überall die Briefe des Khedive und Nubar Paschas vorzulesen und ihre Meinung für oder gegen den Abzug erforschen zu lassen. Nun enthielt das Schreiben des Khedive unter anderem die Sätze: „Sie haben vollständige Freiheit, entweder nach Kairo abzumarschieren oder mit den Offizieren und Mannschaften dort zu bleiben. Diejenigen von den Offizieren und Mannschaften, welche zu bleiben wünschen, können dies auf ihre eigene Verantwortung hin tun, dürfen aber in Zukunft keine Hilfe von der Regierung erwarten." Diese Sätze boten den Hetzern willkommene Handhaben. In Jephsons, des Engländers, Begleitung wollte sich Emin sogar in den Machtbereich des gefürchteten ersten Bataillons hinaufwagen. Doch schon in Kiri, der ersten Station, stieß er auf unverhohlene Nichtachtung seiner Befehle, ließ daher den Plan, nach Redjaf weiterzugehen, fallen und zog sich nach Laboré zurück. Doch auch hier kam es schon zu offener Auflehnung, indem nach Verlesung des khedivialen Schreibens ein Soldat vor die Front trat und trotzig erklärte, „dieser Brief sei eine Lüge, denn der Vizekönig habe befohlen und nicht gebeten, er habe sie alle zur Rettung berufen, nicht der Willkür anheimgestellt". Emin ergriff den Mann, wollte ihn verhaften lassen, doch seine Kameraden deckten ihn mit Gewalt, indem sie die geladenen Gewehre auf Emin und seine Gefährten richteten. Das Dazwischentreten einiger Offiziere

verhütete für diesmal Schlimmeres, aber die Lunte war ans Pulverfaß gelegt. An diesem Abend verweigerten die Soldaten den gewohnten Nachtdienst vor der Wohnung des Gouverneurs.

Während Emin und seine Gefährten noch auf der Hinreise in Dufilé einen glänzenden militärischen Empfang und im Hause des Majors Hauasch fürstliche Gastlichkeit gefunden hatten, war unmittelbar nachher auch in dieser Hochburg von Emins letzten Getreuen der offene Aufruhr losgebrochen. In Chor-Aju erhielt Emin die Nachricht, Hauasch sei abgesetzt und werde in seinem Hause gefangen gehalten.

Emin fühlte sich trotzdem stark genug, vor die Truppen zu treten und zog am 19. August 1888 mit Jephson und Vita in Dufilé ein. Von Empfang keine Rede, niemand scheint sie zu beachten. Kaum aber hatten sie das Haus des Gouverneurs betreten, als ein Doppelposten mit aufgepflanztem Bajonett vor der Türe aufzog und niemand mehr hinaus oder herein ließ. Der Gouverneur war gefangen.

Es ergab sich, daß der Aufstand von einem Offizier Fadl-el-Mulla, dem Befehlshaber von Fabó, angezettelt worden war, der mit 60 Mann und 2 Subalternoffizieren unversehens in Dufilé eingerückt war und durch eine Ansprache die Truppen ohne weiteres auf seine Seite gebracht und zur Gefangensetzung des Majors Hauasch bewogen hatte.

Vita Hassan führt diese Ansprache an. Ist sie vielleicht auch nicht buchstäblich wahr, so ist sie doch so gut erfunden, daß sie hier Platz finden

mag, wenn nicht anders, so als Beispiel arabischer Rhetorik: „Man will Euch auf einem unbekannten Wege abmarschieren lassen und Eure Kinder zu Waisen machen. Ihr habt die Erzählung der Soldaten des Christen gehört. Es geht daraus klar hervor, daß sie auf ihrem Marsche sogar Wurzeln und Gräser haben essen müssen, obwohl sie weder Weiber noch Kinder mit sich zu schleppen brauchten und alle bewaffnet waren; trotzdem haben sie unterwegs mehr als drei Viertel der Ihrigen eingebüßt. Was wird da aus Euch werden, wenn Ihr mit Euren Familien, Euren Weibern und Kindern aufbrechen sollt? Unfehlbar werdet Ihr unterwegs zugrunde gehen, wenn nicht aus Hunger, dann unter den Pfeilen der Wilden, durch welche wir hindurch müssen. Außerdem, wer beweist uns, daß dieser Christ von Ägypten kommt? Wäre bei Effendina (der Khedive. Anm. d. V.) kein Bey gewesen, den er uns hätte schicken können, wenn er uns wirklich nach Ägypten hätte zurückholen wollen? Und wenn Effendina uns wirklich zurückberuft, ist es da möglich, daß, wenn unser Pascha zu uns sagt: Tut dies, tut das — Effendina, der doch viel größer ist als er, uns sagen sollte: ‚wenn Ihr wollt'? Wenn ich z. B. meinem Diener befehle, etwas zu tun, sage ich ihm: da! tue es, wenn du willst? Kommt Euch deshalb nicht der Verdacht, daß dieser Christ nicht von Kairo kommt, und ist es in diesem Falle nicht unsere Pflicht, uns dem verhängnisvollen Abmarsch zu widersetzen, zu dem man uns verleiten will? Wenn Ihr meinen Worten glaubt, dann gehorcht mir, ich stehe Euch gut, daß Euch nichts Schlim-

mes widerfahren soll. Gehorcht Hauasch nicht, und wenn der Pascha ankommt, der sicher nicht lange ausbleiben wird, dann werde ich sehen, was wir mit ihm zu tun haben."

Es erübrigt sich, die Einzelheiten dieser Gefangenschaft eingehend zu berichten. Sie erstreckte sich übrigens lediglich auf den Gouverneur, Vita Hassan und Hauasch. Jephson und Casati wurden davon nicht betroffen.

Emin wie der Apotheker waren in ernster Gefahr. Viel Haß hatte sich gegen sie angesammelt, und mehr als eine Stimme verlangte ihren Tod. Doch Emins Stern, wenn auch im Niedergang, sollte noch nicht verlöschen. Ihm war seine Stunde vorgeschrieben.

Am 16. November wurde Emin freigelassen und in Wadelai, wo man kurz vorher sein Haus halb durchsucht, halb geplündert hatte, stürmisch willkommen geheißen. Dieser Umschwung war auf einen Umstand zurückzuführen, der widersinnig scheinen könnte: Im Norden waren die Mahdisten wieder aufgetaucht, hatten Redjaf überrannt, die Besatzung niedergemetzelt und sollten nun im Anmarsch gegen Dufilé sein. Das hatte mit einem Schlage die Soldaten davon überzeugt, daß der Weg nach Chartum tatsächlich abgeschnitten war. Damit verloren die Ausstreuungen der meuterischen Offiziere allen Glauben und der andere brach sich Bahn, der Mudir könnte etwa doch kein Lügner und Verräter und die Rettung wirklich bei dem neugekommenen Christen im Süden zu suchen sein. Dieser weiße Christ aber war des Mudirs „Sohn und Bruder" — seine Hilfe konnten sie nicht er-

hoffen, wenn sie ohne ihren Mudir zu ihm kamen; darum galt es, den Mudir nicht nur zu versöhnen, sondern schleunigst aus der Gefahrzone hinauszubringen. So kam Emin frei und geehrt nach Wadelai.

Kurz nach ihm aber trafen auch, stetig sich häufend, Gerüchte vom siegreichen Vordringen der Mahdisten ein. Dufilé samt beiden Dampfern sollte erstürmt, der siegreiche Feind nach Wadelai unterwegs sein. Emin brach auf dem Landwege nach Tonguru auf, um, wie Hassan sich ausdrückt, „eine größere Entfernung zwischen sich und die Mahdisten zu bringen". Das Stahlboot „Advance" wurde versenkt, das Gepäck im Stich gelassen. Unterwegs wurde die Karawane: Emin, Casati, Jephson, Vita Hassan, Hauasch, Marco Gaspari (von Amadi her bekannt), einige ägyptische Schreiber mit Negern und Negerinnen von einem Unteroffizier mit der Nachricht eingeholt, die Soldaten hätten Wadelai wieder besetzt und der Mudir solle dahin zurückkehren. Emin weigerte sich.

Kurz darauf sah man über das hohe Uferschilf weg auf dem Nil die Rauchfahne eines Dampfers heranziehen. Es war der „Khedive", der aber nicht die Mahdisten stromaufwärts führte, sondern einen Offizier des ersten Bataillons mit einer Siegesbotschaft. Die Mahdisten hatten allerdings Dufilé von zwei Seiten angegriffen, waren sogar durch das Wassertor bis ins Innere der Station vorgedrungen, dann aber von den in die Enge getriebenen Soldaten in verzweifeltem Kampfe zurückgeworfen und auf der Flucht zersprengt wor-

den. Nun sollte der Mudir nach Wadelai zurückkehren, um mit den Offizieren die Neuordnung der Regierung zu beraten. Emin weigerte sich aber mit solchem Nachdruck, daß der Offizier schließlich einwilligte, ihn auf dem Dampfer nach Tonguru zu begleiten.

Noch ein Sieg also, den die Truppen ganz für sich allein erkämpft hatten und der von Emin nicht anerkannt wurde. Diesmal allerdings trifft den Mudir kaum noch ein Vorwurf. Die Zeit seiner Herrschaft war vorbei.

Die fliehenden Derwische hatten Chor-Aju, Labore und Mugi niedergebrannt; Dufilé, das nun, bei dem Drang nach Süden, nicht mehr als sicher gelten konnte, wurde schleunigst geräumt. Die Beamten, die Truppen und der ungeheure Troß sammelten sich in Wadelai.

Emin saß in Tonguru. Dorthin wurde übrigens auch der zweite Sieger von Rimo, Soliman Aga Sudani gebracht, dem bei Dufilé eine Kugel das linke Bein zerschmettert hatte. Er hatte selbst nach Emins Pflege verlangt, starb aber Ende Dezember am Wundfieber.

Vita Hassan schreibt: „Bei seinem Tode wurden ihm die militärischen Ehren erwiesen, als ob er stets treu geblieben wäre." Lassen wir die Frage offen, ob er nicht wirklich treu war.

Casati wiederum widmet dem Toten einen üblen Nachruf und erwähnt sogar das Gerücht, die Kugel die ihn traf, sei aus keinem feindlichen Rohre gekommen. Von den Waffentaten des tapferen Offiziers weiß er nichts. Hält man damit Casatis wiederholte vernichtende Urteile über Hauasch

zusammen, so könnte man versucht sein, an militärische Eifersucht zu denken.

Die Meuterei war übrigens keineswegs beendet. Emins Weigerung, nach dem Sieg bei Dufilé nach Wadelai zurückzukehren, hatte sie vielmehr neu entfacht. Fadl-el-Mulla führte wieder das große Wort und verhängte nicht nur über den Gouverneur, sondern auch über Selim Matera die Todesstrafe, eine Maßregel, die allerdings auf dem Papier stehen blieb. Dieser Selim Matera war ein besonnener, anständiger Offizier, der Emin während der Gefangenschaft durch kluge Vermittlung viel genützt, nach Emins Ankunft das Kommando in Tonguru übernommen hatte und unablässig bemüht war, die regierungstreuen Leute um sich zu sammeln.

Es sei hier vorweggenommen, daß seine Treue ihm schlechten Lohn brachte. Er wurde bei Stanleys überstürztem Aufbruch zurückgelassen. Emin fand kein Mittel, es durchzusetzen, daß Stanley Selims Ankunft im Sammellager abwartete. Wir werden von ihm noch hören.

Das Drama drängte seinem Ende zu. Die regierungstreue Partei unter Selim Matera gewann soweit die Oberhand, daß Emin sogar, trotz dem wütenden Einspruche von Wadelai, wieder als Gouverneur eingesetzt wurde. Allerdings muß festgehalten werden, daß hierbei die Nachricht von Stanleys Wiedererscheinen eine entscheidende Rolle spielte. Die sich jetzt noch dem Zug nach Süden widersetzten, waren in der Hauptsache Leute, die mehr zum Mahdi als zu Ägypten neigten. Die anderen wußten, daß nur bei Stanley noch Rettung war.

Stanley erfuhr von dem endgültigen Zusammenbruch der Regierungsgewalt durch Briefe Jephsons, die ihn am 16. Januar 1889 in der Nähe von Kawalli erreichten, wo er eben mit den Resten der Nachhut angekommen war.

Der junge Jephson war kein überlegener Geist, und seine Berichterstattung leicht verworren. Die Kunde von der Meuterei und ihren Begleitumständen traf Stanley wie ein Blitz, denn, dies muß hier nachgetragen werden, Emin hatte es trotz Casatis und Hassans dringlichem Zureden unterlassen, Stanley im Frühjahr 1888 ein Bild der tatsächlichen Machtverhältnisse zu geben.

Man hat Stanley öfter einen Vorwurf daraus gemacht, daß er, sonst doch kein Feind festen Zupackens, jeden Versuch, Emin tatkräftig zu unterstützen, unterlassen, mehr noch, es geflissentlich vermieden habe, Emins eigentlichen Verwaltungsbezirk auch nur zu betreten.

Der Gerechtigkeit zuliebe muß Stanley gegen diesen Vorwurf wie gegen den weiteren in Schutz genommen werden, sein Verhalten sei durch persönliche Feigheit bestimmt gewesen. Von seinen früheren Taten ganz zu schweigen —: der Mann, der den Aruwimi-Wald dreimal durchquerte, war bestimmt kein Feigling. Doch Stanley war Engländer. Und wenn seine Expedition auch die ägyptische Flagge führte, so kam doch der Union-Jack unweigerlich ins Spiel, wenn ihm oder seinen Offizieren, durchwegs Engländern, Unheil zustieß. England hatte aber in den letzten Jahren im Sudan Schlappen genug erlitten; jede weitere mußte unbedingt vermieden werden.

Wie aber sah es nun in Emins Provinz aus? Die Mahdisten waren schon einmal in Dufilé gewesen, konnten mit Verstärkungen aus Chartum jeden Tag erscheinen. Ebenso wurde ein Einfall Kabaregas von Osten her stark befürchtet. Die Negerstämme waren, wie wir gesehen haben, unzuverlässig und zu Aufständen geneigt. Dazu noch die Meuterei der Regierungstruppen, die, in ihren Beweggründen unklar, dem Uneingeweihten keinen Schluß erlaubte, ob und wieweit auf die Truppen überhaupt noch zu rechnen war.

Eine Einmischung in solche Verhältnisse verbot sich von selbst. Stanleys Truppe wies übrigens kaum noch zwanzig gedrillte Soldaten auf, der Rest waren Sansibar- und Manyuematräger. Wir wollen auch wiederholen, daß Stanleys Expedition ja überhaupt nicht darauf berechnet war, zwei Weiße — Emin und Casati — aus zehntausend Feinden herauszuhauen, sondern darauf, eine geordnete Provinz zu übernehmen. Von einem Entschluß Emins, für oder gegen den Abzug, schrieb Jephson nichts.

Daraufhin befahl Stanley seinen Untergebenen zu sich. Jephson erschien am 6. Februar 1889 auf dem Plateau von Kawalli, elf Tage später, am 17., auch Emin, nachdem er ein ziemlich kurz gehaltenes Ultimatum Stanleys am 3. Februar mit der brieflichen Versicherung beantwortet hatte, er und die Überzahl seiner Leute seien zum Abzug entschlossen und für die Hilfeleistung herzlich dankbar.

Emin hatte mit Vita Hassan und besonders mit Casati sein Verhalten Stanley gegenüber ausführlich beraten. Hassan schreibt darüber: „Er

wollte jedoch Stanley nicht ohne eine Truppenabteilung begleiten, welche der Expeditionsmacht überlegen oder wenigstens gleich war; er fürchtete, während einer langen und beschwerlichen Reise sonst Stanley auf Gnade oder Ungnade überliefert zu sein. Es widerstrebte ihm, diesem den Ruhm, unsere Karawane ganz allein und als unumschränkter Herr zu leiten, überlassen zu sollen, damit er sich unseren Retter nennen konnte." Casati gegenüber wiederum hatte Emin seinen festen Vorsatz betont, Selim Matera, dem er ja wirklich verpflichtet war, keinesfalls im Stiche lassen zu wollen.

Es kam anders. Am 22. Februar kehrte Emin zurück. „Er hatte keinen der Punkte erörtert, die vor ihm (Stanley, d. V.) aufrecht zu halten er sich vorgenommen hatte," sagt Casati.

Am 26. Februar traf er mit seiner Tochter Ferida und 144 Mann abermals bei Stanley ein und verließ das englische Lager nun nicht mehr.

Stanley bestand darauf, die Leute, die mit ihm nach Ägypten ziehen wollten, innerhalb einer „vernünftigen Zeit" versammelt zu sehen. Im Vertrauen darauf, daß ja Emin bei Stanley weilte und ihn gegebenenfalls über den etwas weiten Begriff „vernünftige Zeit" aufklären konnte, hatte Selim Bey am 22. Februar Stanleys Lager verlassen und sich über Mswa nach Wadelai begeben, um den Abtransport der Reisewilligen in die Wege zu leiten. Am 26. Februar nannte Emin, von Stanley gedrängt, als „vernünftigen Zeitraum", innerhalb dessen die Sammlung zu bewerkstelligen wäre, zwanzig Tage.

Bedenkt man, daß Emin selbst die Kopfzahl seiner Leute wiederholt auf etwa zehntausend beziffert hatte (worunter allerdings achttausendsechshundert, also 86 Prozent Frauen und Kinder), daß diese Leute zum Teil noch in Wadelai zusammengezogen werden mußten und daß zu ihrem und zum Transport des ungeheuren Gepäcks von Wadelai bis zum Lager am See, unterhalb Kawalli, nur die zwei kleinen Regierungsdampfer, von da über die Steilhänge hinauf Träger in ungenügender Menge zur Verfügung standen, so bleibt es unfaßbar, wie der mit den Verhältnissen doch vertraute Gouverneur zwanzig Tage als angemessene Frist zur Erledigung dieser Riesenaufgabe bezeichnen konnte. Stanley zeigte sich großmütig, tat ein übriges und setzte den Abmarsch auf den 10. April fest.

Inzwischen begann der Transport des Gepäcks über die Steilhänge vom See auf das Plateau herauf. Wir haben früher schon von Junker gehört, wie völlig den Leuten der Provinz der Sinn dafür abhanden gekommen war, wieviel Gepäck auf Fußmärschen der einzelne billigerweise mitführen dürfe. In Ermangelung anderer Träger ließ Stanley seine Sansibariten beim Heraufschaffen mithelfen. Die murrten aber bald, als man ihnen unmögliche Lasten: Schleifsteine, Mühlsteine, riesige Kupfer- und sogar Tongefäße über die 1000 Meter Steigung zu schleppen gab. Stanley selbst war, und wohl mit Recht, wütend über den Unverstand, der ihm zumutete, mit solchem Gepäck etwa 2000 Kilometer bis an die Ostküste zu marschieren. Als es sich aber die Sansibariten

einfallen ließen, den unsinnigen Dienst zu verweigern, griff er doch sofort ein. Die Rädelsführer wurden entwaffnet, gepeitscht und festgesetzt. Dann hatten sie noch einige Tage Trägerdienst zu leisten, wobei sich keiner mehr widersetzte. Casati schreibt: „Die Strafe wurde mutig, offen und sicher verhängt, und einem, der mit erschreckter und heiserer Stimme dem Aufrufe antwortete, tönte es mit ruhiger Stimme, indem es Peitschenhiebe regnete, entgegen: Ich heiße Stanley Bulamatari, der Felsenzersplitterer, und nicht bloß einfach Ibrahim wie du!"

Der gute Hassan erwähnt in seiner Schlichtheit: „Für den Transport meiner Sachen gebrauchte ich 42 Träger." Da der Apotheker dem Range nach immerhin nur Unterbeamter war und vom dienstlichen Standpunkt keine Ausnahmebehandlung verlangen konnte, so läßt sich leicht errechnen, daß bei solchen Ansprüchen eines einzelnen die Gesamtzahl der erforderlichen Träger zehntausend weit überschreiten mußte. Eine solche Zahl Träger war aber überhaupt nicht aufzutreiben, wäre auch auf dem langen Fußmarsch durch zum Teil feindliches Gebiet schwer zu verpflegen und mit Stanleys geringen Machtmitteln — kaum dreihundert Mann! — nicht in Zucht zu halten gewesen.

Zu der infolge des Unverstandes der Ägypter scheinbar unlösbaren Gepäck- und Trägerfrage kam aber als weitere Schwierigkeit noch hinzu, daß über Selim Materas Tätigkeit widersprechende Nachrichten einliefen. Bald hieß es, die Meuterer hätten ihn gefangen genommen, bald wieder,

sie hätten sich ihm unterworfen. Schließlich mehrten sich die Gerüchte, diese Unterwerfung sei nur eine scheinbare, darauf berechnet, Zutritt in Stanleys Lager zu gewinnen, um dort durch Übermacht die Sansibariten erdrücken und die Munitionsvorräte samt dem andren Expeditionsgut wegnehmen zu können. An Erwerbung eines Elfenbeinschatzes oder gar einer gut erhaltenen Provinz war nicht mehr zu denken. Die Verlotterung der Truppen, Offiziere und Beamten machte sogar den anderen Plan hinfällig, Emin und sein Kontingent in ein anderes Siedlungsgebiet überzuführen.

Einer der vielen Zwecke, die Erforschung des Kongohinterlandes und des Aruwimiwaldes, war zwar erreicht, das aber durfte keineswegs genügen, nicht nur wegen der Ehrsucht des Führers, sondern vor allem im Hinblick auf die aufgewandten Kosten und Mühen und auf die politische Bedeutung, die der „Fall Emin" vor aller Welt angenommen hatte. Im letzten Jahrzehnt waren Engländer genug in diesem Afrika verdorben. Hier nun hatte sich England sogar aufgemacht, um einen Nichtengländer zu retten — der aber mußte sich retten lassen, ob er wollte oder nicht, schon deswegen, weil, wie Stanley genau wußte, auch deutsche Retter unterwegs waren, und Emin, von Stanley zurückgelassen, den Nebenbuhlern ein Anhaltspunkt sein konnte. So oder annähernd so müssen sich die Dinge für Stanley dargestellt haben.

Bedenken an zweiter Stelle traten hinzu:

Die Zeit, die Selim Matera noch brauchen konnte, war nicht abzusehen. Zielloses Zuwarten

verursachte Kosten, die nun, wo alle Gegenwerte weggefallen waren, sich fühlbar machen mußten. Die Leute, die Selim Matera schließlich heranbringen konnte, mochten vielleicht wirklich heimtückische Feinde sein; jedenfalls mußte ihr Kommen die Schwierigkeiten der Trägerfrage ins Ungemessene steigern.

Stanley war nicht der Mann, große Zweckmäßigkeiten über kleinen Rücksichten zu vergessen. Emin hatte sich mit dem Eintritt in Stanleys Lager so ziemlich jeglicher Befehlsgewalt begeben; immerhin stand es ihm bis zum letzten Augenblick frei, selbst zurückzubleiben, oder, falls ihm dies nicht gestattet wurde, laut Verwahrung einzulegen und Stanleys Vorgehen so zu offener Gewalttat zu stempeln. Das konnte Selim Matera noch im letzten Augenblicke retten. Doch Emin war nicht der Mann dazu. Die Männer, die ihn persönlich kannten, haben übereinstimmend bestätigt, daß er es in kritischen Augenblicken liebte, sich hinter höhere Gewalten zu verschanzen und so die Verantwortung von sich abzuwälzen. Erwähnt sei, was der junge Jephson über ihn an Stanley berichtete: „Ferner sagte ich nach einer dieser ziemlich unbefriedigenden Unterhaltungen in ziemlich ungeduldigem Tone: Wenn je die Expedition einen Ort in Ihrer Nähe erreicht, werde ich Herrn Stanley raten, Sie zu verhaften und mitzunehmen, ob Sie wollen oder nicht, worauf er erwiderte: Nun, ich werde Sie nicht hindern, das zu tun. Es scheint mir daher, daß, wenn wir ihn retten sollen, wir ihn vor sich selbst retten müssen.“ Hiezu mögen noch einige Zeilen Casatis ohne weiteres für sich

selbst sprechen: „In der erniedrigenden Lage, in welche Emin durch die Rebellion seiner Untergebenen gebracht worden war, behielt er, ob er auch einerseits das Verlangen hegte, für die erduldeten Unbilden Rache zu nehmen, die zu kühlen er freilich ohnmächtig war, da seine geringe Energie und eine gewisse Mattigkeit seines Herzens es nicht zuließ, anderseits doch immer noch einige Teilnahme, die mehr aus Gewohnheit, denn aus Herzensneigung ihn an jene band."

Stanley also wollte fort, rasch und ohne Rücksicht, brauchte aber doch einen Vorwand, zu späterer Rechtfertigung. Den fand er, indem er die zunächst nur schwatzhaften Nachrichten über verräterische Absichten der ehemaligen Meuterer furchtbar ernst nahm und zu unmittelbarer Vernichtungsgefahr aufbauschte.

Stanleys „Staatsstreich" vom 5. April 1889 war ein blendendes englisches Manöver.

Der Tag begann damit, daß Stanley bei Emin erschien und in ungestümem Tone von ihm verlangte, er solle den geplanten Verrat seiner Leute durch scharfe Maßnahmen vereiteln. Emin war aufgeregt, aber ratlos. Scharfe Maßnahmen waren nicht seine Sache, wie Stanley übrigens genau wußte. Stanley verließ ihn mit dem wuterstickten Ausruf: „Goddam! ich lasse Sie mit Gott, und das Blut, das fließen wird, mag auf Ihr Haupt fallen!"

Draußen pfiff er Alarm, ließ dann alle im Lager schon eingetroffenen Ägypter, Mannschaften, Offiziere, alles durcheinander, von einer Kompanie seiner Sansibariten mit Stockhieben aus den Zel-

ten treiben und auf dem Lagerplatz in Doppelreihen ausrichten.

Dann hielt er, selbst schwer bewaffnet und von Bewaffneten umgeben, eine donnernde Ansprache, seine Geduld sei zu Ende, seine Güte sei mit Verrat gelohnt worden, es seien Waffendiebstähle vorgekommen, nun wolle er reinen Tisch machen: sie sollten es sich gesagt sein lassen, daß er unbedingt der Herr in seinem Lager sein und bleiben wolle und jeden Versuch der Widersetzlichkeit unweigerlich mit dem Tode bestrafen werde. Und, dies vor Augen, sollten sie sich, sofort und gleich, entscheiden, ob sie mit ihm ziehen oder hier zurückgelassen werden wollten!?

Ein allgemeines angstbeflügeltes Ja war die Antwort.

Emin, bleich vor Zorn und Ärger, erklärte Casati und Vita mit zitternder Stimme, er sei zum ersten Male in seinem Leben in seinem eigenen Hause beschimpft worden, wolle aber nichts weiter darüber sagen und sich auch nicht widersetzen.

Im Morgengrauen des 10. April 1889 brach Stanley auf, nachdem das Lager Kawalli in Brand gesteckt worden war.

Schon am 12. erkrankte Stanley im Lager Niangabo schwer, und die Karawane mußte 28 Tage auf seine Wiederherstellung warten. Aus dem Umstand, daß auch in diesen neuerlichen vier Wochen Selim Matera die Hauptkolonne nicht einholte, leitet Stanley das Recht her, seine Hände in Unschuld zu waschen. Das trifft nicht zu. Die Aufgabe, die dem Obersten zugefallen war, ging nach Lage der Dinge über die Kräfte eines einzelnen

weit hinaus und hätte, wenn überhaupt, nur unter entschlossenem Einsatz weißer Autorität gelöst werden können. Galt es doch, nicht nur einige tausend Personen mit vielen tausend Gepäcklasten am See zu sammeln und über die Steilhänge hinaufzuschaffen, sondern vor allem, selbst in dieser Stunde bitterster Not noch, die Reste des alten Mißtrauens zu zerstreuen: im Süden lauere Verrat. Es ist und bleibt ein Schandfleck, daß dieses jahrelange Mißtrauen schließlich doch noch seine Bestätigung finden mußte.

Wie wenig übrigens Stanley sich das Schicksal der Zurückgebliebenen angelegen sein ließ, beweist die Tatsache, daß er die mit der Nachhut herangeführten 62 Kisten Ersatzmunition am 29. April im Lager von Niangabo vergraben ließ, anstatt, wozu doch in vier Wochen gewiß Zeit gewesen wäre, Selim Matera zu sich zu bescheiden und sie ihm zu übergeben. Den Zurückgebliebenen auch noch die Munition nehmen, hieß sie zum Tode verurteilen. Tatsächlich ist Selim diesem Schicksal nur entgangen, weil ein blinder Zufall ihn schließlich doch die vergrabene Munition finden ließ.

Als Beispiel für Stanleys Befehlsführung noch ein Vorfall, der sich kurz nach dem Aufbruch von Niangabo zutrug:

Befehlshaber der von Stanley aus Kairo mitgebrachten ägyptischen Soldaten war ein Offizier Omar-Scharkaui. Dessen Frau war von einem Sansibariten frech beleidigt worden. Als der Offizier von Stanley Gerechtigkeit verlangte, erhielt er den Bescheid, er solle sich selbst Genugtuung verschaffen. Das tat er auch, mit Stockhieben;

durch Parteinahme von Ägyptern und Sansibariten wurde die Prügelei allgemein, und nur mit knapper Not konnte der Gebrauch der schon fertiggemachten Hieb- und Schußwaffen verhindert und die Ruhe wieder hergestellt werden. Stanley verurteilte in übertriebener Strenge den ägyptischen Offizier, als Anstifter, dazu, drei Tage lang eine Munitionskiste auf dem Kopfe zu tragen, wie ein gemeiner Träger. Diese für einen Offizier unmögliche Bestrafung sprach sich mit üblicher Schnelligkeit herum, das Gerücht drang bis nach Wadelai, und ein Brief Selim Materas, der im übrigen demütig um längeres Verweilen bat, begann doch mit den Worten: „Was meinen Sie damit, daß Sie die ägyptischen Offiziere auf den Köpfen und Schultern Lasten tragen lassen? Was meinen Sie damit, daß Sie die Soldaten zu Lasttieren machen? Was meinen Sie damit" und so weiter.

Wenn Stanley diese Briefstelle wegen ihres „sehr frechen Tones" anführt, so zeigt das nur, wie wenig der Engländer gewillt war, den Ägyptern „Offiziersehre" nach landläufigem Begriffe zuzugestehen.

Emin stand dem allen machtlos gegenüber. Casati schreibt: „Emin schwankte; er war ungewiß. Einerseits zwar regte sich in ihm das Verlangen, zwischen sich und die Leute von Wadelai eine schöne Entfernung Weges zu bringen, anderseits aber beherrschte ihn ein gewisses Schamgefühl darüber, seinen Einfluß abgetan und sich vollständig dem Willen der Engländer unterworfen zu sehen, so daß er ihnen wie eine Siegestrophäe zu folgen hätte." Ein andermal meint Casati, der

Gouverneur habe „in allem sein Haupt vor dem Willen Stanleys gebeugt".

Vita aber spricht es kurz und bündig aus: „— denn als seine (Stanleys) Gäste waren wir zugleich seine Gefangenen, und darüber durften wir uns keinen Illusionen hingeben."

Emins Verhältnis zu Stanley nahm im Verlauf der Reise Formen an, die an Hörigkeit grenzten und unter anderem auch die peinliche Verwunderung des deutschen Gouverneurs von Wißmann hervorriefen: „Das Verhältnis zwischen Emin Pascha und Stanley war ein solches, daß ich es eigentlich nicht gern berühre. Als ich, über den Kingani-Fluß setzend, Stanley und Emin, beide zum erstenmal, traf und als Reichskommissar, also höchster Beamter der Kolonie, sie empfing, gab ich dem Pascha den Vortritt in mein Boot; er aber wich ganz energisch und, ich möchte fast sagen, bestürzt zurück und bat mich, Stanley zuerst eintreten zu lassen. Ebenso war es bei dem Empfangsdiner, welches ich beiden gab und bei dem ich Emin den Platz zu meiner Rechten bestimmt hatte. Auf sein inständiges Bitten änderte ich es dahin, daß Stanley diesen Platz erhielt und Emin zu meiner Linken saß. Stanley übte offenbar einen sehr großen Einfluß auf den Pascha aus, und zwar, wie ich zu meinem Bedauern bekennen muß, in einer Weise, wie ein wenig Worte liebender militärischer Vorgesetzter zu seinem Untergebenen. Der Pascha scheute sich, Stanley gegenüberzutreten, und gab jedesmal, wenn Stanley mit ihm verhandelte, nach."

Den Marsch nach der Küste wollen wir nicht im einzelnen verfolgen, wohl aber an einigen Vorfällen zeigen, in welchem Geiste er vor sich ging. Daß wiederholt Träger gepreßt und Vieh, Geflügel, Getreide bei den Negerstämmen gegen Gewehrschüsse eingetauscht wurden, sei nur nebenbei erwähnt. Daß am 16. November 1889, schon auf deutschem Boden, Stanley dem Pascha nahelegte, seine Madileute, die ja doch all die Zeit auf Mackinnons Kosten gefüttert worden seien, nun der „englischen Ostafrikakompanie zu geben", zeigt diesen Karawanenführer von einer neuen Seite. Bedenklicher ist es schon, daß die Marschfähigkeit der Geretteten durch Peitschenhiebe aufrecht erhalten wurde, bis die beiden Missionare P. Girault und Schynse sich in Ikongo der Expedition anschlossen. Pater Schynse weiß in dem Buch, das er über diese Reise geschrieben hat, fast nur Gutes über Stanley zu sagen. Lassen wir es auf sich beruhen, ob er die Schattenseiten des Mannes überhaupt nicht zu sehen bekam, nicht sehen konnte oder nicht sehen wollte.

Eine Stelle aus Pater Schynses Tagebuch vom 22. Oktober 1889 verdient Erwähnung: „Bei unserem vielen Verkehr mit den Offizieren der Expedition dringt so manches durch, was klar legt, welches die Zwecke der Expedition waren. Dem äußeren Anschein nach ist sie ja gelungen und wird demgemäß auch in Europa gefeiert werden; in Wirklichkeit aber sind die Helden der Expedition recht unzufrieden mit den Resultaten und gestehen dies hier heute auch ein. ‚Eine Masse Leute ist gestorben, bedeutende Mittel sind aufgewendet worden. Zwei

und ein halbes Jahr haben wir im Elend gelebt und was erreicht? Wir bringen eine Anzahl unnützer, verfaulter ägyptischer Schreiber, Juden, Griechen und Türken aus dem Innern, die uns nicht einmal dafür danken; Casati selbst war der Mühe nicht wert, er ist ja Mehenzi (Halbwilder. D. V.) geworden und der Pascha ist zwar ein Ehrenmann, aber doch nur Mann der Wissenschaft.' Man hatte darauf gerechnet, in Dr. Emin Pascha einen Soldaten zu finden, an der Spitze von zweitausend disziplinierten Leuten, dem man bloß Munition zu bringen brauchte, um sich der äquatorialen Provinz für England zu versichern und sich mit Hilfe seiner Bajonette einen Weg nach Mombassa zu eröffnen. Nun, da dies nicht gelungen ist, ist man unzufrieden. Dr. Emin Pascha ist Menschenkenner genug, um sich über die wahren Motive der Expedition keine Illusionen zu machen."

Zu dem Schlußsatz ist zu bemerken, daß Emin Pascha diese Menschenkenntnis wohl erst unterwegs gewonnen haben kann, denn noch am 23. August hatte er an den Vorsitzenden des englischen Entsatzkomitees einen Brief gerichtet, der von solcher Erkenntnis recht weit entfernt scheint:

„Msalala, 23. August 1889. Geehrter Herr! Nachdem wir heute in Begleitung der Eskorte des Herrn Stanley hier eingetroffen sind, kann ich mich nur beeilen, Ihnen in wenigen Worten zu sagen, wie hoch wir diese edelmütige Hilfe schätzen, welche Sie uns gesandt haben. Als ich unter dem Drucke der Not es zuerst wagte, mich an die Welt zu wenden und Sie um Hilfe für meine Leute zu

bitten, wußte ich sehr wohl, daß ein solcher Ruf nicht ungehört verhallen werde, ich habe aber niemals die Möglichkeit eines solchen Entgegenkommens geahnt, wie Sie und die Zeichner des Entsatzfonds es uns gezeigt haben.

Es würde unmöglich sein, Ihnen mitzuteilen, was seit dem ersten Aufbruche des Herrn Stanley hier alles passiert ist; seine gewandte Feder wird Ihnen alles viel besser beschreiben, als ich es könnte. Auch hoffe ich, daß es mir mit Erlaubnis der ägyptischen Regierung eines Tages gestattet sein möge, mich Ihnen vorzustellen und bei einer mündlichen Unterredung mich des Gefühls der Dankbarkeit zu entledigen, zu deren Ausdruck meine Feder nicht ausreicht.

Bis dieser glückliche Augenblick eintritt, bitte ich Sie, allen, welche zu dem Fonds gezeichnet haben, den aufrichtigen Dank einer Handvoll hilfloser Leute zu übermitteln, welche durch Ihre Vermittlung vor dem Untergange bewahrt worden sind und jetzt ihre Verwandten zu umarmen hoffen.

Hier von den Verdiensten des Herrn Stanley und seiner Offiziere zu sprechen, würde unangemessen sein. Wenn ich aber so lange lebe, daß ich zurückkehre, dann werde ich denselben meine Anerkennung zuteil werden lassen.

Ich bin, geehrter Herr, mit vielem, vielem Dank

Ihr Ihnen sehr verpflichteter

Dr. Emin.

Herrn W. Mackinnon.

Vorsitzender des Komitees

für die Entsatzexpedition."

Bei dem Marsch durch verschiedene Negerländer hatte die Expedition auch mehrmals Kämpfe zu bestehen, ging ihnen aber im allgemeinen lieber aus dem Wege, gelegentlich sogar durch Zahlung erhöhten „Hongos" (Wegzolls). Wenn Stanley dadurch dem Ansehen der Weißen auch nicht eben nützte, so muß man doch den durch die vielen Nichtkämpfer geminderten Kampfwert seiner Expedition als Entschuldigung gelten lassen.

In einem Falle allerdings wird niemand Stanley von schwerster Schuld freisprechen wollen: da zahlte er den Wegzoll mit einem Menschenleben.

Am 12. August 1889 hatte die Kolonne nahe dem Dorfe Mtara an der Ostspitze des Urighisees ein Lager aufgeschlagen. Ein Trupp Soldaten besuchte das Dorf und geriet wegen irgendwelchen Übergriffs in einen Streit, der einem der Eingeborenen das Leben kostete. Die Neger rotteten sich zusammen und verlangten Sühne. Stanley ließ nachforschen und stellte fest, daß der Täter einer der ägyptischen Soldaten war, die er von Kairo mitgebracht hatte. Diesen Mann nun, Fadl-el-Mulla mit Namen, lieferte Stanley den Negern aus, die ihn zur Wiedervergeltung unter furchtbaren Martern töteten. Casati schreibt: „Die Soldaten baten Emin, sich ins Mittel zu legen; der sudanesische Offizier Omar (Scharkaui, d. V.) berief sich auf ihn, als den unmittelbaren Vorgesetzten (soll wohl heißen: Vertreter, Anm. d. V.) der Regierung. Emin wies jede Einmischung ab."

Und dem ägyptischen Soldaten wurden von Negern die Zähne einzeln ausgeschlagen, er wurde mit

Pfeilen gespickt und an langsamem Feuer verbrannt.

Mit Emins Namen war der Ruf des märchenhaften Elfenbeinschatzes eng verknüpft. Dafür spricht unter vielem andern auch der Brief, den der deutsche Gouverneur von Wißmann einer nach Westen ziehenden Karawane für Emin mitgab und der, vom 15. Oktober datiert, den Empfänger am 31. Oktober 1889 erreichte: „Hochverehrter Herr Doktor! Überbringer dieses, der Chef einer großen Wanyamwesi-Karawane, dessen Leute mit uns gegen die Araber gefochten haben, ist bereit, Ihnen Zeug für Elfenbein zu verkaufen. Ich erlaube mir, Ihnen das anzuzeigen, weil ich höre, daß Sie viel Elfenbein haben und viel Zeug brauchen. Hier kann ich leider nichts lassen, und die englischen Missionare sind völlig ausgeplündert. Das gewöhnliche, weiße baumwollene Zeug kostet in Bagamoyo vier Rupien, und das Frasila bestes Elfenbein kostete vor dem Aufstande hundertundzwanzig bis hundertunddreißig Dollar, der Dollar zu zwei Rupien und acht bis zwölf Pesa. Sie werden hier einen meiner Offiziere, Herrn Leutnant Schmidt, finden, dem ich befohlen habe, Sie auf Wunsch zur Küste zu begleiten und Ihnen jede Auskunft zu geben, über die noch nicht überall friedlichen Verhältnisse. Mit vorzüglicher Hochachtung und ergebenem Gruß Wißmann."

Am 10. November 1889 zog die Karawane in die deutsche Grenzstation Mpwapwa ein und fand dort zwar Herrn von Wißmann nicht mehr persönlich, wohl aber ein Schreiben vom 14. Oktober

vor, das der Gouverneur bei seiner Abreise für Emin hinterlassen hatte und in dem er ihn auf deutschem Boden willkommen hieß und über die Weltereignisse der letzten Jahre kurz unterrichtete. Während des dreitägigen Aufenthalts in Mpwapwa gab Emin in einem Antwortbriefe an den Gouverneur der Hoffnung Ausdruck, er werde mit seiner Erfahrung die Unternehmungen Deutschlands in Afrika fördern können. Und: „Können Sie sich wohl den Eindruck vorstellen, den es auf mich machte, mich seit fünfzehn Jahren zum erstenmal unter deutscher Flagge zu finden?"

Zum besseren Verständnis des Empfangs, den Emin in der deutschen Kolonie fand, ist nachzutragen, daß im Laufe des Pressefeldzuges, der seit 1886 in Deutschland für Emin geführt wurde, u. a. Prof. Dr. Schweinfurth in einem Vortrag erklärt hatte: „Ich wende mich wieder zu ihm, dem einsamen Streiter auf der verlassenen Warte in Zentralafrika. In Emin ist Deutschland geehrt. Sein Werk ist unser Stolz, und wenn es Dauer gewinnt, ein unsterblicher Ruhm. Jedes deutsche Herz muß höher schlagen bei dem Gedanken: er allein, er, der Deutsche, war imstande, so Großes in Afrika zu leisten."

Das war gewiß keine Irreführung, war gewiß ehrlich empfunden — war nur ein Knoten mehr in der tragischen Verstrickung. Auch war, seit dem 17. Juni 1889, die deutsche Emin-Pascha-Entsatzexpedition unter Dr. Peters kämpfend unterwegs.

Am 29. November kamen der Kolonne verschiedene Offiziere und andere Herren der Kolonie, aber

auch die Korrespondenten des Newyork Herald und der Newyork World nach Msura entgegen, welch letztere untereinander schwer gewettet hatten, wer von ihnen die erste Nachricht von Stanley heimkabeln würde.

Emin schreibt in sein Tagebuch: „Vizetelly hat heute drei Kuriere, jeden mit einem dicken Briefe, zur Küste gesandt. Da er jedoch noch nicht nüchtern geworden ist, so hat er sie jedenfalls nicht geschrieben, und die Lösung des Problems ist — wie Dr. Parke mir sagte — einfach die, daß Stanley die Korrespondenzen schon bereit hatte und sie nur an den Meistbietenden, Vizetelly i. e. Gordon Bennett, verschachert hat — er hat übrigens recht."

Am 4. Dezember 1889 zog die Expedition, von Major v. Wißmann glanzvoll empfangen, in Bagamoyo ein. Emin wurde von einem Begrüßungstelegramm des Deutschen Kaisers sowie von einem andern des Khedive erwartet und war besonders über das erstere hoch beglückt.

Korvettenkapitän Hirschberg, Kommandant des Kreuzers „Schwalbe", der dem Empfang wie dem nachfolgenden Bankett anwohnte, beschreibt Emin wie folgt: „Er ist ein kleines, mageres Figürchen mit ganz orientalischem Typus, erzählte viel und lebhaft und war glücklich über jeden deutsch sprechenden Menschen" und erwähnt auch noch: „Ganz entzückt war er über unsere ziemlich mäßige ‚Schwalbe'-Musik, welche bei Tisch spielte. Er sagte: Ach, ich möchte so gern ‚Heil Dir im Siegerkranz' hören, scheint überhaupt sehr deutsch gesinnt zu sein."

Hier drängt sich die Frage auf, ob ein Engländer

oder Franzose an einem andern Engländer oder Franzosen englische oder französische Gesinnung erwähnenswert finden könnte?

Während des Festbanketts aber trug sich ein Vorfall zu, der wichtig genug scheint, um einen eigenen Abschnitt zu rechtfertigen.

Emin verließ die Festtafel fast unbemerkt, wurde einige Zeit später mit einer Schädelverletzung bewußtlos auf der Straße gefunden und, ohne daß alle Festteilnehmer davon erfahren hätten, ins deutsche Hospital geschafft.

Es hieß, er habe in seiner Kurzsichtigkeit ein tiefreichendes Fenster für eine Balkontüre gehalten, sei hinausgetreten und aus der Höhe des ersten Stocks hinabgestürzt.

Das klingt ganz annehmbar, und man könnte wirklich an einen unglücklichen Zufall glauben, gäben nicht die Berichte der Augenzeugen zu denken.

Casati, der durch lange Jahre das Schicksal des Gouverneurs zu dem seinen gemacht hatte und sich stets bemüht zeigt, für Emins Taten und Erlebnisse die psychologischen Hintergründe aufzuweisen, Casati also weiß am Schluß seines zweibändigen Werkes nur zu sagen: „Die Freude über die Heimkehr, die festliche Aufnahme seitens derer, welche zusammengekommen waren, um uns in Bagamoyo zu begrüßen, trübte der Unfall, der Emin zustieß, der aber glücklicherweise weniger Bedeutung hatte, als man für den ersten Augenblick vermuten mußte."

Kein Wort sonst. Vita Hassan, der sonst so schilderungsfreudige Apotheker, nicht viel mehr.

Auch Stanley, dem doch journalistische Ausschmückung zuzutrauen wäre, bleibt im wesentlichen einsilbig. Desgleichen Jephson.

Emins Tagebuch weist vom 5. Dezember an, dem Vorabend von Bagamoyo, eine Lücke auf bis zum 23. April 1890. Später erwähnt er nur den Schädelbruch, doch fehlen Einzelheiten.

Der einzige Schweitzer gibt zu, „daß der Grund, weshalb Emin seinen Platz an der Tafel verließ, wahrscheinlich nie bekannt werden würde", führt aber auch eine Briefstelle an, allerdings ohne zu merken oder zu betonen, welch wertvollen Fingerzeig sie enthält: „Emin erhob sich, kam auf die Begrüßung des Kommandanten des ‚Sperber' im Namen Sr. Majestät des Deutschen Kaisers zurück und brachte ein Hoch auf Se. Majestät aus, in das alle jubelnd einstimmten. Weiter wurden Trinksprüche vom Gouverneur auf Stanley und von diesem auf Major von Wißmann ausgebracht. Auffallend war es, daß niemand des Mannes gedachte, der zum ersten Male nach elf Jahren wieder unter seinen Landsleuten saß. Emin selbst aber erhob sich zum zweiten Male, jetzt um Worte des Dankes und der Anerkennung für die katholische Mission auszusprechen, die ihn unterwegs, als er vom Nötigsten entblößt in Usambiro angekommen war, unterstützt und auch schon in früheren Jahren so manchesmal ihm bei der Vermittlung von Nachrichten usw. eine helfende Hand geboten hatte. Dann erhob sich Emin, ohne Aufsehen zu machen, und ging ins Nebenzimmer. Nach kurzer Zeit war das Unglück geschehen."

Wir wollen uns vor Augen halten, daß, wenn schon Stanley selbst, so doch Major von Wißmann und seinen Offizieren so wenig wie den englischen Offizieren und Festgästen ein unwissent-

licher Verstoß gegen alles Herkommen zuzutrauen war.

Ein solcher Verstoß aber könnte es scheinen, daß unter den vielen Trinksprüchen — und wir wissen, daß Deutsche wie Engländer, zumal in den Kolonieen, recht freigebig damit sind — keiner auf Emin war. Anlaß zu einem Toast war doch genügend geboten: der deutsche Gouverneur konnte den Gast willkommen heißen, oder den Deutschen, konnte den pflichttreuen Beamten durch Zutrunk ehren oder den Forscher, den „Afrikaner" schlechthin. Konnte Emins Ankunft auch nur zum Anlaß nehmen, um des fern weilenden Dr. Peters zu gedenken und diesem, da ihm Emins Rettung versagt blieb, andere Erfolge wünschen. Oder in Deutschlands Namen dem „Retter Stanley" danken.

Stanley selbst schließlich konnte einige Worte, wenn schon nicht der Anerkennung, so doch kameradschaftlichen Abschieds an den Geretteten richten.

Nichts von alledem. Ein Zufall? Zufall auch der Sturz, wie Kapitän Hirschberg meint? „Gott führt die Menschen doch oft wunderbar! Elf Jahre war Emin im Innern Afrikas! Glücklich heraus, muß er am ersten Tage so verunglücken. Jetzt nachträglich sind natürlich Sicherungen an dem Fenster angebracht worden."

Nun mag dem „Zufall" Herrschaft über Herdenmenschen gegönnt sein. Höher Geartete, Schicksalsträger, unterliegen anderen Gesetzen, die wir wohl nicht deuten, deren furchtbare Folgerichtigkeit aber wir erschauernd anerkennen müssen. Sind wir auch blind, so wollen wir uns doch nicht mit

dieser Blindheit brüsten und es als „Zufall" abtun, wenn aus vielerlei Fäden von Verschuldung und Verdienst ein Knoten sich schürzt oder wenn die Fäden reißen, ins Nichts zerflattern.

Bleiben wir, da wir kein anderes wissen, bei dem Wort „Zufall" auch dafür, daß ein in den Sitten des deutschen Offizierkorps geschulter Gouverneur, Statthalter der deutschen Reichsmacht, vergaß, dem Manne zuzutrinken, dessen Schicksal durch Jahre die Welt in Atem gehalten hatte. Nennen wir es weiterhin noch Zufall, daß mit dem deutschen Gouverneur auch eine Schar wohlerzogener Europäer diese Ehrung vergaß, daß auch keinem der Gedanke kam, dem Festgeber eine Anregung zuzuflüstern.

Die Wirkung dieses Zufalls war kein Zufall mehr — sie war mit eiserner Notwendigkeit bedingt durch alles, was Emin durch lange Jahre getan oder gelassen hatte.

Die Wirkung war, daß die Milchglasglocke sprang, daß der Schleier riß, daß Emin plötzlich sich und die Dinge in einem Lichte sah, das seinen Augen wehe tat.

Fragen wir nicht, ob der kurze Tag in Bagamoyo genügt hatte, um an maßgebender Stelle Klarheit darüber zu schaffen, daß Emin weder Macht, noch Truppen, noch Elfenbein besessen und das Bild vom „einsamen Helden" nicht vollauf gerechtfertigt hatte, und ob man ihn am Festabend diese erste Enttäuschung fühlen ließ. Fragen wir nicht danach. Es ist so gleichgültig. Wichtig ist ja nur, was diese Unterlassung, ob gewollt oder nicht, in Emin auslöste.

Er verließ die Festtafel. Ist der Grund wirklich so schwer zu erraten? Kann es nicht die plötzliche und in ihrer Bitterkeit zermalmende Erkenntnis gewesen sein, daß das Leben ihm ungeahnte Möglichkeiten geboten und daß er sie ungenützt gelassen hatte? Kann er nicht jäh begriffen haben, welch endloser Abstand die Berühmtheit vom Ruhme trennt?

Bitter ist es für einen Mann an der Schwelle des Alters, sich sagen zu müssen: „Du hast nicht genug getan!“ Doch mag der Gedanke, daß auch ein Mehr vielleicht den Erfolg nicht erzwungen hätte, oberflächlichen Trost bieten.

Bitter ist es für einen Mann, sich sagen zu müssen: „Das Werk, für das sie Dich loben, ist nicht Dein Werk!“ Doch mag der Ruhmsüchtige sich in dem Gedanken trösten: „Sie wissen es nicht, werden es nie wissen, daß es nicht mein Werk ist!“

Bitter aber, so bitter, daß der Junge, die davon gekostet, nichts mehr süß schmecken wird, bitter ist es für einen Mann, sich sagen zu müssen: „Dein Leben war wie Wachs in Deiner Hand, und Du hast es nicht nach Deinem Antlitz geformt! Nun bist Du alt und wirst ruhmlos sterben. Nie, nie wieder wird sich dein Leben in Deine Hand geben!“

Fragen wir nicht, ob Emin ein Fenster für eine Türe nahm, oder ob er sich fallen ließ. Es ist so gleichgültig.

Nördliche Völker glauben daran, ein Mensch könne „zuviel sehen“.

An jenem Abend in Bagamoyo hat Emin zuviel gesehen: sich, sein Leben und seinen Tod.

Als der Sturz ihn nicht tötete, als sein Stern

noch einmal, in neuem Lichte, aufzuleuchten schien: da dachte er wohl, noch einmal das Leben fassen, formen zu können.

Doch, ihm unsichtbar, stand sein Unstern ihm zu Häupten, sein Tod war in ihm und lenkte seine Schritte.

Darum soll vor Emins letzter Reise jede Kritik verstummen. Hatte doch die Kritik auf den früheren Blättern dieses Buches nur das Bestreben, den Menschen Emin von den Hüllen zu befreien, unter denen seine Menschlichkeit zu verschwinden drohte.

Wir wollen ihn nicht begleiten auf seinem Wege, nur von ferne verfolgen, wollen an den Marksteinen Halt machen und die Gefühle auf uns wirken lassen, die die Tragödie wecken soll: Furcht und Mitleid.

Die letzte Reise

Fast zwei Monate verbrachte Emin im deutschen Hospital zu Bagamoyo. Die Genesung wurde nicht unerheblich verzögert, mitunter sogar gefährdet durch die Sorge um die nächste Zukunft.

Das Ergebnis der Auseinandersetzung mit der ägyptischen Regierung schien ungewiß. Stanley wiederum suchte Emin zwar nicht persönlich auf, wiederholte aber brieflich mehrfach das Angebot, ihn in britische oder belgische Dienste zu bringen. Der Pascha, krank und schwach, fürchtete wohl doppelt die Willenskraft des Gewaltmenschen, gegen die er, bei persönlichem Zusammensein, früher schon so wehrlos gewesen war. Auch brannten die Demütigungen, denen er ausgesetzt gewesen, noch zu frisch, als daß er gerade die Hand, die sie ihm zugefügt, nun zum Weiterkommen hätte ergreifen mögen.

Es tut nichts zur Sache, wie er mit England und Ägypten auseinanderkam. In Ägypten war er wohl in Ungnade, weil die zehntausend Pfund, die das Land zu seiner Rettung beigesteuert hatte, noch nicht verschmerzt waren. Man bot ihm einen halben Strafposten, als Gouverneur von Wadi-Halfa oder Suakim.

Den Engländern wieder erschien er immer noch als wichtige Figur, als Springer zumindest, in dem Königsgambit, das gegen Deutschland im Gange war. Er war Moslem, war sprachenkundig, mit den Ränken und Schlichen der Eingebore-

nen vertraut, war tropenfest — und diese Vorzüge überwogen so sichtlich, daß man seinen Schwächen nachzuhelfen oder sie in Kauf zu nehmen gedachte.

Man hat es ihm in England bös verübelt, daß er keinen Versuch gemacht hat, seine Schuld an die „Retter" abzutragen.

Emin sah sich in der deutschen Kolonie mit Auszeichnung aufgenommen und verpflegt, sah in deutschen Diensten einen Wirkungskreis sich dargeboten — und griff zu.

Um nun den Satz: „Sein Tod war in ihm und lenkte seine Schritte" über die Bedeutung einer dichterischen Formel hinauszuheben und in seiner tatsächlichen Richtigkeit zu beweisen, müssen wir einige Voraussetzungen klarstellen.

Emin war zu dieser Zeit fast fünfzig Jahre alt. Hatte sein schmächtiger Körper bisher auch mit beispielloser Zähigkeit dem innerafrikanischen Klima getrotzt, so konnte der Arzt Emin sich doch leicht sagen, daß er die Grenze seiner Leistungsfähigkeit erreicht, vielleicht schon überschritten hatte. Sein Abschied von Europa war, wie wir früher gesehen, nicht frei von Peinlichem gewesen. Doch war das alles vergeben und vergessen, war überreichlich wettgemacht. Man hatte ihn mit Ehren und Auszeichnungen überschüttet, alle Türen standen ihm offen. Er konnte heimreisen, und das Wohlwollen der wissenschaftlichen Kreise, die Anteilnahme der breiten Öffentlichkeit hätten diese Reise zu einem Triumphzug gemacht. Scheute er aber die kleinen Ausmaße des mitteleuropäischen Lebens, so hatte er alle Möglichkeiten zu einem geruhsamen Feierabend in dem geliebten Afrika.

Wenn nicht anderes, so war ihm doch der seit 1882 rückständige Gouverneursgehalt von Ägypten sicher, der sich stattlich aufgesummt haben mußte und zusammen mit den Vermögenswerten, die er sich sonst wohl geschaffen, einen Betrag ergab, von dessen Zinsen sich überall leben ließ. Auf Tätigkeit brauchte er darum nicht zu verzichten. Sein Ansehen in der Gelehrtenwelt war groß und fest begründet. Er konnte seine bisherigen Forschungsergebnisse in Ruhe überarbeiten und sichten, neue erzielen, und als namhaftes Mitglied zahlloser wissenschaftlicher Vereinigungen durch Mitarbeit an Fachblättern sich reiche Einnahmequellen erschließen und zugleich an seinem Ruhme arbeiten. Reizte ihn aber die hohe Politik mehr als das Dasein des Privatgelehrten, so konnte er — der Augenblick war danach — im ägyptischen, belgischen, englischen, deutschen Verwaltungsdienst sich einen Posten, in Erkenntnis seiner Grenzen, wählen, der ihm Geld und Ehre eingebracht, zur Wiederholung alter Fehler aber keine Gelegenheit geboten hätte.

Erkenntnis seiner Grenzen — die hat ihm bis zuletzt gefehlt. Er dürstete nach dem einen, was ihm, seiner Artung nach, versagt war: nach Taten; floh die Ruhe, das Heim, die Gemeinschaft der Artgenossen — und darum sagen wir: Sein Tod war in ihm.

Am 28. Februar 1890 schreibt er an seine Schwester: „Der Schädelbruch ist ziemlich verheilt, die völlige Taubheit des rechten Ohres bedeutend besser, aber es liegt über der ganzen rechten Kopfseite eine Art Benommenheit, die mich an

jeder schnellen Bewegung verhindert und besonders beim längeren Gehen mich oft wie einen Betrunkenen schwanken läßt. Das wird sich nun wohl im Laufe der Monate bessern."

Am gleichen Tage traf aus Berlin auf Wißmanns drahtliche Anfrage die Drahtantwort ein: „Emin Paschas kommissarische Übernahme in den auswärtigen Dienst genehmigt vorbehaltlich künftiger Anstellung. Erlaß folgt. Graf Bismarck."

Daß Emin im Landesinneren Verwendung finden würde, stand wohl von vornherein fest. Denn ein Brief Wißmanns vom 1. März beginnt schon mit den Worten: „Mein lieber Pascha! Mit der letzten Depesche ist jede Unklarheit behoben und ich muß mit aller Sorge an die Ausrüstung der Expedition denken."

Am 30. März 1890 übergab Major v. Wißmann Emin die Instruktionen, die wir im Wortlaut folgen lassen: „Euer Exzellenz habe ich die Ehre, nach mir vom Herrn Reichskanzler gewordenen Instruktionen und nach mit Euer Exzellenz erfolgter Verabredung folgende Direktiven für den übernommenen Auftrag zu geben. 1. Euer Exzellenz haben die südlich um den Viktoria-Nyanza-See gelegenen Gebiete von der Kavirondo-Bucht ab, und die Länder zwischen Viktoria-Nyanza und Tanganyika bis zum Muta-Nsige und Albert-Nyanza für Deutschland zu sichern, derart, daß die Versuche Englands, in diesen Gebieten Einfluß zu gewinnen, scheitern. — Ich sehe als deutsch-englische Grenze die Verlängerung der Linie Kilima-Ndscharo—Kavirondo-Bucht nach Nordwesten bis zur Grenze des Kongostaates an. Jede durch die

Verhältnisse erlaubte Erweiterung der beschriebenen Sphäre würde ich als ein besonderes Verdienst Eurer Exzellenz betrachten. 2. Euer Exzellenz wollen auf dem Marsch zum Viktoria-See überall die Bevölkerung wissen lassen, daß sie unter deutscher Oberhoheit und deutschem Schutz steht. Ich bitte geneigte und geeignete Häuptlinge zu gewinnen und zu unterstützen und den Einfluß der Araber überall nach Möglichkeit zu brechen oder zu untergraben. 3. In Mpwapwa, dem äußersten Stützpunkt, bitte ich Eure Exzellenz, durch einen kürzeren Aufenthalt eventuell Gelegenheit zu geben, von der Truppe Euerer Exzellenz Nutzen ziehen zu können. 4. Ich kommandiere zu Euerer Exzellenz Herrn Chef Rochus Schmidt, Herrn Leutnant Dr. Stuhlmann, drei Unteroffiziere und hundert Mann der Schutztruppe und bitte Euere Exzellenz, die spezielle Führung der Truppe Herrn Chef Schmidt belassen zu wollen. Wißmann. Kaiserlicher Reichskommissar für Ost-Afrika."

Am 30. April teilte Emin seiner Schwester mit, daß der Aufbruch tags darauf erfolgen solle und schrieb weiter: „Es wird ein etwas schleppiger Marsch werden, denn wir sind in der Regenzeit und es ist kein sonderliches Vergnügen, gerade jetzt zu marschieren. Wir haben es aber eilig, hinauf zu kommen, damit man uns nicht von anderer Seite zuvorkomme — also Regen hat nichts zu bedeuten."

Als militärischer Führer war in zwölfter Stunde statt des Chefs Rochus Schmidt Leutnant Langheld bestimmt worden. Ihm unterstanden von Weißen: Leutnant Dr. Stuhlmann, Feldwebel

Hoffmann, die Sergeanten Krause und Kühne. An Truppen: 54 reguläre eingeborene Soldaten, 49 irreguläre Askaris. Dazu 592 Träger. Die Missionspater Schynse und Achte schlossen sich der Expedition bis zum Viktoria-See an; ferner stellten sich noch einige hundert Eingeborene unter ihren Schutz. Der Aufbruch erfolgte am 26. April 1890.

Schon aus Mrogoro, etwa 150 Kilometer von Bagamoyo entfernt, stellte Emin verschiedene, zum Teil recht erhebliche Nachforderungen. Die Zeit zur Vorbereitung war wohl angesichts der weiten Ziele, die der Expedition amtlich gesteckt waren, und der noch weiteren, die Emin selbst im Sinne hatte, reichlich kurz bemessen gewesen. Man geht aber auch mit der Annahme nicht fehl, daß Emin sich nicht im klaren darüber war, wie wenig Mittel gerade in Deutschland für koloniale Unternehmungen zur Verfügung standen und welch genaues Maßhalten in Forderung wie Zielsetzung dadurch geboten war. Auch konnte er ohne Zweifel von seinen Erfahrungen in ägyptischen Diensten nicht los. Dort waren Überschreitungen der Machtbefugnisse seitens der Gouverneure nicht nur geduldet, sondern vielleicht erwartet worden, und vor allem diplomatische Verwicklungen nicht zu befürchten gewesen. Deutschland aber, als junge Weltmacht, stand in einem Wettstreit mit England, der ein haargenaues Einhalten festgelegter Richtlinien erforderte, um in friedlichen Grenzen gehalten werden zu können. So war vereinbart worden, daß ein Mr. Stokes, ein englischer Elfenbeinhändler, eine Station in Tabora an der großen

oſtweſtlichen Karawanenſtraße gründen und dazu etwa hundert Askaris von Deutſchland erhalten ſollte. Der tiefere Sinn dieſer Maßnahme war unſchwer zu erſehen: vor allem herrſchte noch in beiden Ländern das Beſtreben, wenigſtens äußerlich freundnachbarliche Beziehungen aufrechtzuerhalten und ſich über die Abgrenzung der beiderſeitigen Machtgebiete gütlich zu einigen. An der Sicherung der großen Karawanenſtraße wie an der Unterdrückung des Sklavenhandels hatten beide Länder gleich großes Intereſſe.

Tabora lag fraglos im deutſchen Schutzgebiet; eine gemiſchte Beſatzung kam alſo nicht in Frage. Eine rein deutſche aber, zunächſt wenigſtens, auch nicht, weil ſie, um an der vielbegangenen Straße wirkſam zu ſein, weit ſtärkere Kräfte erfordert hätte, als der jungen Kolonie zur Verfügung ſtanden.

Die Löſung, einen engliſchen Untertan in deutſchen Dienſten hinzuſetzen und ihm eine verhältnismäßig geringe Truppenabteilung beizugeben, bot alſo alle Vorteile und ſchien fein durchdacht. Denn nirgends auf der weiten Erde, und beſonders nicht in Oſtafrika, war man darüber ungewiß, daß England keinen ſeiner Untertanen jemals ſchutzlos oder doch ungerächt ließ: „Fire, but don't hurt the flag!“ Mit Stokes in Tabora brachte man alſo das engliſche Anſehen, wenigſtens mittelbar, ins Spiel und wahrte doch die eigenen Anſprüche.

Es iſt nicht anzunehmen, daß Emin dieſer Plan nicht mündlich auseinandergeſetzt worden wäre. Jedenfalls wurde er ihm von Chef Schmidt, der in Vertretung des in Urlaub weilenden Majors

von Wißmann seit 26. Mai das Reichskommissariat verwaltete, mit Brief vom 12. Juni so weit angedeutet, als es schriftlich mit Rücksicht auf die unsicheren Postverhältnisse nur möglich war. Dieser Brief hat Emin zwar erst in Tabora, immerhin aber noch rechtzeitig erreicht, um ihn von manchem seiner Schritte abzuhalten. Doch war Emin nicht mehr zu halten — er war nicht mehr Herr seiner Schritte.

Am 3. Juni traf die Expedition in Mpwapwa ein und mußte wegen einer gefährlichen Erkrankung Dr. Stuhlmanns längeren Halt machen.

Am 19. Juni kam Dr. Peters auf dem Rückmarsch nach Mpwapwa und blieb drei Tage mit Emin zusammen.

Aus den Unterredungen der beiden Männer ist eine Stelle bemerkenswert, die Dr. Peters in seinem Werke anführt:

„Nachdem dies geschehen war, sprachen wir über die Verhältnisse der Äquatorialprovinz. Emin Pascha wies darauf hin, daß er sich jetzt im Dienste des Deutschen Reiches befinde, daß er dagegen bereit sei, wenn er später durch irgendwelche Umstände wieder in sein altes Land zurückgelange, dann für solches dieselben Verpflichtungen zu übernehmen, welche Muanga für Uganda auf sich genommen habe."

Hier klingt ein Königstraum auf — denn Muanga war, wenn auch von Europas Gnaden, König von Uganda, und Emin will dieselben Verpflichtungen übernehmen. —

In einem Aktenstück, das er an Dr. Peters übergab, bezeichnet sich Emin als rechtlichen Herrn

der Äquatorialprovinz und bittet die Kaiserlich Deutsche Regierung, bei den Unterzeichnern der Kongo-Akte die Neutralisierung „seiner Länder" zu erwirken.

Dr. Peters hat Emin, nach den Ergebnissen seiner Reise, auch verschiedene Ratschläge erteilt, die über Emins Weisungen hinausgingen, ihnen zum Teil auch zuwiderliefen, bemerkt aber selbst: „Wir kannten eben in Mpwapwa den Inhalt der neuen Abmachungen zwischen Deutschland und England noch nicht, welche alle diese Dinge im Norden des Viktoria-Sees wesentlich verschoben haben." Und Emin mußte wissen, daß Dr. Peters, wenn auch ein kluger Kopf und ein gewaltiger Kämpfer, doch nicht beamtet war, Weisungen zu durchkreuzen, die der deutsche Gouverneur gegeben hatte.

Am 22. Juni trennten sich die beiden Kolonnen. Dr. Peters ging nach Osten, der Küste zu, Emin nach Westen, nach Tabora, wo er am 29. Juli „mit fliegenden Fahnen", wie er sagt, einzog. Das Unternehmen nennt er selbst „etwas waghalsig".

Emin besetzte Tabora, überwarf sich mit Mr. Stokes, der tiefverletzt in Sansibar „seine Resignation einreichte", schickte dann über Tabora hinaus, nach Urambo, einen Stoßtrupp unter Leutnant Langheld gegen die Wanjoni und schreibt am 16. August an seine Schwester: „Mitteilungen aus Berlin, die Zeitungen und Briefe, die ich gestern erhalten, lassen es wünschenswert erscheinen, daß zunächst ein Vorstoß nach Norden gemacht werde und sich den Herren Diplomaten ein fait

accompli gegenüberstelle." Im gleichen Brief auch noch: „Ich schreibe mit dieser Post nach Berlin und werde der Regierung den Vorschlag machen, mir die Verwaltung des Innern, abgetrennt vom Küstengebiet, zu übergeben."

Die Expedition nach Urambo lieferte den Wanjonis zwei siegreiche Gefechte, erlitt jedoch auch eine Schlappe. Eine Niederlage aber, selbst nur eine Schlappe, war für die Schutztruppe nicht leicht zu nehmen. Bei der geringen Truppenmacht mußte immer wieder der Ruf der Unbesiegbarkeit ersetzen was an Zahl fehlte.

Emin verließ Tabora, wohin er nie hätte den Fuß setzen sollen, am 28. August, in dem festen Glauben, dem Deutschen Reich einen entscheidenden Dienst geleistet zu haben. Mit Schreiben vom 6. August hatte er in Sansibar gebeten, den Herrn Reichskommissar telegraphisch zu benachrichtigen und „Sr. Majestät und ihm meine Glückwünsche zu Füßen zu legen".

In Sansibar war man anderer Ansicht. Das Verhältnis zum Reichskommissariat, seit längerer Zeit gespannt, gestaltete sich immer unleidlicher. War Emin schon am 12. Juni geraten worden, „sich von Expansionsgelüsten nach Möglichkeit fern zu halten", so hieß es in einem Schreiben vom 30. August, das auch Abschrift des englisch-deutschen Abkommens brachte, schon eindeutig: „Ich ersuche Ew. Exzellenz ganz ergebenst, sich auf die Anlage von Stationen und Anknüpfung von Beziehungen mit den in unseren Interessensphären ansässigen Häuptlingen beschränken zu wollen. Eine Verwendung der Expedition und der Trup-

pen des Reichskommissariats zu anderen Zwecken ist vollständig ausgeschlossen." Zugleich werden auch weitere Nachforderungen mit dem Bemerken abgelehnt, daß für die Expedition ursprünglich nur 60000 Mark bewilligt gewesen seien, die Gesamtausgaben aber schon die doppelte Summe erreicht hätten.

Als Major von Wißmann im November 1890 von seinem Urlaub zurückkehrte, fand er einen heftigen Beschwerdebrief von Stokes, sowie andere Berichte über den Verlauf der Expedition vor, die ihn veranlaßten, nach Berlin zu drahten: „Emin Pascha am See eingetroffen nach zwei glücklichen und einem ungünstigen Gefecht mit Arabern und Watuta. Emin Pascha mißachtet jeden Befehl und erschwert Stokes Arbeit. Habe Emin Pascha zurückberufen, wenn Seestation gesichert."

Ein Schreiben des Gouverneurs vom 6. Dezember gab Emin diese Rückberufung bekannt, zugleich mit einem deutlichen Tadel wegen der Flaggenhissung in Tabora, des Vorgehens gegen die Wanjoni und des gescheiterten Einvernehmens mit Stokes.

Dieses Schreiben erreichte Emin im April 1891 am Flusse Kagera, an der Westseite des Viktoria-Sees, und hatte zur Folge, daß Leutnant Langheld, der sich wohl als deutscher Offizier mit den Befehlen seines Gouverneurs nicht in offenen Widerspruch setzen wollte, mit den weißen Unteroffizieren und den Soldaten der Schutztruppe in der neugegründeten Station Bukoba am Viktoria-See zurückblieb. Dr. Stuhlmann, der zwar als Leutnant geführt wurde, vor allem aber doch als For-

scher und Zoologe der Expedition zugeteilt war, zog mit Emin weiter.

Bevor wir zu den Ereignissen auf dem Zug von Tabora zum Viktoria-See zurückkehren, ist nachzutragen, daß im Mai des gleichen Jahres Casati, der treue Freund, in Kairo eingetroffen war und, wie von verschiedenen Seiten hervorgehoben wird, „unter Hintansetzung eigener Interessen" Emins Gehaltforderungen durchgedrückt hatte. Es waren ihm für Emins Rechnung 5200 Pfund Sterling ausbezahlt worden, etwa 100000 Mark. Über die Verwendung des Geldes berichtet Schweitzer: „Emin hatte schon vorher über den größten Teil der Summe, die ihm von der ägyptischen Regierung zuerkannt wurde, verfügt, so daß die Beträge unmittelbar nach der Auszahlung des Geldes überwiesen werden konnten. Den größten Teil erhielt seine Tochter Ferida. Eine ganz ansehnliche Summe aber ließ er auch an die Witwe Hakki Paschas auszahlen, mit der er, wie erinnerlich sein wird, in Arco und Neisse zusammengelebt hatte. Dieser Betrag war so groß, daß jedenfalls seine persönlichen Reisekosten usw. während der gemeinsamen Fahrt damit gedeckt worden sind." Wichtiger ist noch die Erwägung, daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts 100000 Mark ein stattliches Vermögen darstellten, das selbst nach Abzug gewisser Beträge für alte Verpflichtungen den Besitzer der Notwendigkeit überhob, in vorgerücktem Alter etwa des Gelderwerbs wegen in die Wildnis zu ziehen. —

Am 27. September 1890 erreichte die Expedition Busisi, an einer schmalen Bucht am Südende des

Viktoria-Sees gelegen. Hier erscheint Emin, ein letztes Mal, dem tragischen Über-Mut verfallen, den wir früher schon öfters an ihm beobachtet haben. Wenn er auch mit der Übernahme der Expeditionsleitung sich sein Endschicksal bereitet und sich ihm mit jedem Schritt von der Küste weg genähert hatte, so hat er sich doch erst am Viktoria-See dem Tod in die Hand gegeben. Von da an war sein Tod nicht mehr in ihm — der Tod schritt vor ihm her und lockte ihn, vielleicht mit dem Glanze einer Krone, den vorgezeichneten Weg.

Am Viktoria-See nämlich erhielt Emin Nachricht, daß in Massansa, wie er selbst, in Maojo, wie andere sagten, „Araber säßen, die einen ausgedehnten Sklavenhandel trieben und Massen von Pulver und Gewehren ins Land brächten". Stark im Gefühle, die ganze deutsche Macht hinter sich zu haben, und gänzlich ohne Ahnung, daß er sich durch Eigenmächtigkeit den Schutz dieser Macht schon verscherzt hatte, ließ Emin das Lager der Sklavenhändler stürmen, gab den Sklaven die Freiheit und beschlagnahmte den sonstigen Besitz als Kriegsbeute.

Die gefangenen Araber übergab er, wohl nach Stanleys Muster, den Negern zur Bestrafung. Und die Neger ließen sich's angelegen sein — erschlugen die einen mit Stockhieben, ersäuften die andern.

Emin war Moslem, die Araber seine Glaubensgenossen. Hatte der Pascha sich auch als deutscher Beamter fühlen gelernt — er durfte nicht verkennen, daß er für die andern der Glaubensgenosse blieb.

Die Niederlage wie auch die Wegnahme ihrer Sklaven und sonstigen Habe hätten die Araber dem Pascha so gut wie jedem andren Weißen hingehen lassen: sie waren gewohnt, solche gelegentliche Verluste mit in Kauf zu nehmen und in den nächsten Gewinn einzurechnen. Was sie aber einem andern Weißen schwer, dem Pascha nie verzeihen konnten, das war die Auslieferung der Gefangenen an die Neger. Die Maßregel, an und für sich schwer zu rechtfertigen, wirkte barbarisch, über jedes Maß aufreizend, da sie von einem Rechtgläubigen über Rechtgläubige verhängt wurde, von einem Manne also, dem nicht wie andren Weißen Unkenntnis der Landessitten als Ausrede zur Seite stand, der vielmehr wissen mußte, daß der wilde Neger dem Moslem als seelenlos galt, als halbes Tier, und daß also diesen Neger zum Richter über Moslemin bestellen, letzte, unauslöschbare Schande häufen, die Rache aller Blut- und Glaubensgenossen herausfordern hieß.

Es ist schwer denkbar, daß Emin sich dieser Herausforderung nicht bewußt gewesen sein sollte. Allerdings stand er für den Augenblick noch im Schutz der deutschen Flagge. Ein Halbjahr später begab er sich aber dieses Schutzes, als er seine Rückberufung erhielt und ihr keine Folge leistete, allein weiterzog und nicht sah, daß er sich damit selbst vogelfrei machte.

Auf dem Zuge durch die Negerländer geschah ihm nichts. Die Neger waren natürliche Feinde der Sklavenjäger mehr noch als der „Wadutschi" (Deutschen). Auch weiß der Araber, daß Rache

kalt am süßesten schmeckt, weiß die gelegene Stunde abzuwarten. Jahre lang.

Tatsächlich wurde Emin durch eine Kette von Fügungen, die wir noch aufzeigen werden, gezwungen, sich für die letzte Wegstrecke unter den Schutz einer Sklavenhändlerkarawane zu stellen, die von seiner Reiserichtung weg, nach Südwesten zog und ihn mit sich führte wie ein Opfertier, ahnungslos bis zuletzt.

Noch den trockensten Rationalisten muß der Schauer übersinnlichen Waltens anrühren bei der Betrachtung dieses Schicksals voll antiker Wucht. Durch die Schrecken der subtropischen Regenzeit führt der Weg, Tag um Tag Regen, Gewittersturm, Hagelschlag. Abends durchnäßt in nasses Lager, morgens durchnäßt wieder auf zu neuem Marsch.

Immer weiter weg von der Küste, wo ein weißes Haus unter Palmen auf ihn wartet, ein Kind, das er liebt, Vermögen und Ehre. Weg davon — wohin?

Letztes Grauen: kein Ziel am Ende dieses Wegs, um ihn, als Richtstern, mit mildem Lichte zu überhellen. Als Begleiter und Führer nur der Tod, der tausendmal die Zähne zeigt und doch erst zuschnappt, als der Weg zu Ende gegangen ist, als Zeit und Stunde erfüllt sind.

Der Mensch Emin tappt hinter seinem Tode her. Das Fieber packt ihn nicht, die Schlange beißt ihn nicht, eine Fingerwunde tötet ihn nicht, die Pfeile treffen ihn nicht. Der Blitz kann ihm nicht an und nicht die Blattern. Neben ihm hält der Tod Ernte —: den Einen, der ihm auf eigene Art verschuldet ist, spart er auf.

Wer mit sehenden Augen Emins letzten Weg auf der Karte verfolgt, der sieht an der krausen Linie, wie ein Blinder sich vorwärtstastet, in seltsamen Gängen, Wiedergängen, Schleifen, bis plötzlich, als wäre er sehend geworden, Zielsicherheit in das Geschnörkel kommt und die Linie wie ein Pfeil nach Kinena weist — und endet.

Dort wartete das Opfermesser in der Rächer Hand.

Von Busisi ging Emin nach Bukumbi, setzte von dort in Booten über den See und errichtete die vom Gouverneur für die Südspitze gewünschte Station am Westufer, in Bukoba.

Der Aufenthalt in Bukoba währte vom 31. Oktober bis 12. Februar 1891, an welchem Tage Emin zunächst nach Westen, zum Flusse Kagera weiterzog, um dann nach Süden abzubiegen und vom 24. Februar an in Kafuro wieder längeren Halt zu machen. Schweitzer meint, daß Emin hier durch Elephantenjäger Nachrichten von Gefechten zwischen Waturki (Türken) und Eingeborenen nördlich des Albert-Edward-Sees erhalten, darin ein Lebenszeichen seiner alten Sudaner erblickt und die Absicht, über Ruanda an den Tanganika zu gehen, aufgegeben habe.

Wir wissen, daß Emin schon beim Zusammensein mit Dr. Peters von „seinen Ländern" gesprochen und geschrieben hatte, und daß der Plan, sie wieder aufzusuchen, demnach nicht erst in Kafuro entstanden sein dürfte. Doch es scheint so nichtig, hier nach Plänen zu fragen; als ob Emin damals noch Herr seines Schicksals gewesen wäre! Die

Pläne wie die Ziele kamen und gingen, verschwammen ineinander vor den zwinkernden Augen, denen die große Nacht schon nahe war.

Nach langem, langem Marsch — vier Monate durch Regen und Schlamm, bergauf, bergab, durch regenschwere Steppe und starrenden Urwald, oft unter Kämpfen — als endlich das Lager Njangabo oberhalb des Albertsees am 19. Juli 1891 erreicht war, und Selim Bey Matera, nach schriftlicher Anfrage, am 21. Juli dort erschien, begleitet von etwa vierzig Soldaten und Unteroffizieren, auch zwei Offizieren und dem tscherkessischen Schreiber Mehmed Liver — fast alle in Felle gekleidet und sehr niedergedrückt —, da schreibt Emin an seine Schwester: „So kannst Du Dir denken, daß die Leute sich freuten, mich wiederzusehen; ich dämpfte jedoch dieses Vergnügen durch meine Erklärung, daß ich weder mit der ägyptischen Regierung in irgendwelcher Verbindung stehe, noch von irgend jemand beauftragt sei, ihnen zu helfen, sondern einfach als Reisender sie besuche.“ Es setzten übrigens sofort die alten Quertreibereien wieder ein, Für und Wider, und häßliche Vermutungen.

Am 5. August schreibt Emin, immer noch aus Njangabo, daß fünfzehn Leute mit ihren Angehörigen zu ihm gestoßen seien, erwähnt aber gleichzeitig auch: „Wie ich alle diese Leute fortschaffen werde und noch vielmehr, wie ich sie werde beköstigen können, ist eine Frage, die mir viel zu denken gibt, um so mehr, als natürlich die Leute zu mir als Chef aufschauen.“

Unter den Zurückgebliebenen war nach Stanleys Abzug Zwist und Hader ausgebrochen. Von

Selim Matera haben wir früher schon berichtet. Im Norden hatte Fadl-el-Mulla neuen Anhang, zeitweilig sogar die Oberhand gewonnen, war dann aber des Einverständnisses mit dem Mahdi überführt worden und nur mit wenigen Getreuen dem Gemetzel, das die Soldaten unter den verräterischen Offizieren anrichteten, entgangen.

Noch einmal waren die Mahdisten nahe Dufilé erschienen und noch einmal von den Soldaten geschlagen und verjagt worden. Was hätte die rechte Hand zur rechten Zeit aus diesen Truppen machen können!

Von den Dampfern war der eine zerstört und versenkt worden, der andre zerfallen. —

Den Unschlüssigen hatte Emin, in Stanleys Stil, eine Frist bis zum 10. August gegeben und erklärt, daß er an diesem Tage Njangabo verlassen würde. Er hielt auch Wort, gab aber schon in Gundulei, einen Marsch weiter, vier Tage zu. Am 15. August zog er endgültig weiter und sein erster Brief an die Schwester, vom 18. August, beginnt mit einer Klage über die schwindende Sehkraft und das rasche Altern. Dann gibt er die Kopfstärke der Expedition an.

Eigene Expedition: 177 Leute mit 96 Frauen, 39 Kindern, zusammen 312 Köpfe; Sudaner aus der Provinz: 29 Leute mit 72 Frauen, 81 Kindern, zusammen 182 Köpfe; Gesamtzahlen: 206 Leute mit 168 Frauen, 120 Kindern, zusammen 494 Köpfe. Von den 206 Leuten waren noch die Kranken und Schwachen abzuziehen. Das endgültige Verhältnis zwischen brauchbaren Männern und dem Ballast an Frauen und Kindern der Kolonne

dürfte also zwei zu drei gewesen sein, ein Verhältnis, das dem Marsch durch unwegsamen, nahrungsarmen Urwald, unter steten Kämpfen, von vornherein jede Aussicht auf Erfolg nehmen mußte. Aber dachte Emin noch an Erfolg?

Den Weitergang der Reise mögen nun neben der Karte einige Stellen aus Emins Tagebüchern und Briefen an die Schwester schildern. Schaurig ist es, wie bis zuletzt neben der Angst des Todgeweihten der Forschertrieb sich regt. Der Eindruck wäre durch begleitende Worte nur abzuschwächen, nie zu steigern.

Lager in Bejeba, Dorf der Wandedodo, 31. August 1891: „Es wird Dir merkwürdig klingen, und doch ist es nur die Dunkelheit des Waldes, welche mich am Schreiben verhindert hat."

Lager im Dorfe Mtschango, 1. September 1891: „Recht beschwerlicher Marsch durch den Urwald hat uns hierher geführt, stellenweise nahe dem Ufer des Ituri, stellenweise an den Hügelhängen entlang, die ihn beiderseits geleiten. Die Regen der vergangenen Tage haben den Boden, der eigentümlicherweise rot ist, zu einem dicken Brei verwandelt, in dem man bis über die Knöchel einsinkt, während die An- und Abstiege, von denen das Wasser abläuft, so glatt sind, daß der Fuß keinen Halt findet. Dazu ein Chaos von Wurzelwerk, Lianen, gestürztem Holze, Löchern und Fallen."

Lager Wakangu, 4. September 1891: „All mein Sorgen hat nun dazu geführt, daß durch die grenzenlose Sorglosigkeit unserer Leute die Wambubaführer entliefen und wir mitten im Walde ohne

Träger sitzen, bei Tritt und Schritt von den im Gebüsch versteckten Eingeborenen und Zwergen mit Pfeilschüssen begrüßt. Eine Frau wurde beim Wasserholen durch einen vergifteten Pfeil in die Ferse getroffen, ein Mann durch einen Eisenpfeil in die Wange, und kaum tritt man ins Gebüsch, so hört man schon Pfeile summen."

Lager in Bakameli, 13. September 1891: „— und obgleich es recht sehr peinlich ist, von höheren und niederen menschlichen Rassen zu sprechen, so kommt man doch hier stark in Versuchung dazu."

Lager Baguna, 14. September 1891: „Der heutige Tag war einer der unangenehmsten, welche ich noch in Afrika verlebt habe, und das will jedenfalls viel sagen. Gleich früh wurde mir gemeldet, daß zwei sudanesische Offiziere, die sich uns bei Kavali angeschlossen hatten, mit ihren Angehörigen des Nachts desertiert seien, und nicht allein einen unserer Sudanersoldaten mit seinem Gewehr, sondern auch einige ihnen anvertraute Sachen mit sich genommen hatten. Auch eine Last Patronen ist verschwunden und jedenfalls durch ihre Leute in ihrem Auftrag gestohlen worden. Und das sind die Leute, um die ich sorgte! Auch mehrere Barisoldaten haben jene begleitet. Die Flucht erklärt sich dadurch, daß es bei uns weder Schnaps noch Ziegen gibt, und die Leute eben total verlottert sind. Auch würde ich kein Wort um sie verlieren, wenn mich nicht eben der Diebstahl kränkte. — Dann begann die Qual mit zurückgebliebenen Kranken oder hungrigen Trägern, die sich nur mühsam fortschleppten, und dazu kam, um das Ganze würdig zu schließen, von 2 Uhr

45 Minuten nachmittags an ein starkes Gewitter mit noch stärkerem Regen, der uns im Augenblick bis auf die Haut durchnäßte und bis ins Lager geleitete, das wir um 3 Uhr 44 Minuten erreichten. Hier hieß es sofort verbinden. Die Eingeborenen hatten, um ihre Pflanzungen vor den diebischen Zwergen zu schützen, rings herum in den Boden scharf zugespitzte Rohrstücke gesteckt, die den unversehens Darauftretenden den Fuß von einer Seite zur andern durchbohrten. Sechs unserer Leute waren so verletzt worden."

Lager Isonga, 17. September 1891: „Um fünfeinhalb Uhr morgens bin ich abmarschiert. Infolge des dauernden Regens und schweren Taufalles waren wir natürlich in wenigen Minuten bis auf die Haut naß und zogen fröstelnd und schauernd weiter, immer hoch hinauf und ebenso tief nieder."

Lager Badjua, 20. September 1891: „— und so sandte ich Dr. Stuhlmann vorauf und folgte um 6 Uhr 55 Minuten morgens mit dem Nachtrabe. Ich habe das so eingerichtet, weil er die Wegeaufnahme macht, zu der meine Augen kaum genügen würden."

Lager Masiba, 22. September 1891: „Da sich heute früh der Führer sehr unschlüssig zeigte, nahm ich die Spitze und erzwang mir den Weg hundertfünfzig Meter steil hinunter und ebensoviel gleich steil hinauf, durch Urwald und dichtes Geröhricht."

Ebenda, 23. September 1891: „Der Orkan fegte von Osten her über das Land, der Regen kam in Fluten und wich dann plötzlich einem starken Hagelwetter mit Schlossen von zwei bis fünf Zenti-

meter Größe, welche ein Geräusch machten wie knatterndes Gewehrfeuer. Mein Zelt wurde mir über dem Kopfe zusammengeblasen, und kaum konnte ich Uhr und Notizbuch vor der Zerstörung retten."

Lager Dsoba, 25. September 1891: „Auch hier gibt es kaum etwas zu essen: der Mais ist noch klein, die Kürbisse sind kaum reif, die Eleusine steht noch auf den Feldern, von Vieh ist hier überhaupt nichts zu sehen, und man wundert sich, wovon die Leute eigentlich leben."

Lager Andebali, 26. September 1891: „Leider gibt es auch hier nichts zu essen, und ich muß möglichst schnell vorwärts gehen, um meinem Heuschreckenschwarm etwas Eßbares zu finden; hungrige Leute sind nicht zum Tragen tauglich, und ich habe schon jetzt mehr Invaliden und Nachzügler, als ich mir wünsche."

Lager Andebali, 27. September 1891: „Unser Führer war gestern abend durchgebrannt, und so führte Dr. Stuhlmann die Tete gerade nach Norden in den Wald. Wir hofften so am Waldrande hin das Freie und damit Dörfer zu erreichen. Es war aber nichts, ... mußten wir hierher zurückgehen und wollen hier versuchen, einen Eingeborenen zu bekommen, der uns führen könne. Es wird aber kaum möglich sein."

Lager Dsoba, 29. September 1891: „Wir sind gestern zurückgekehrt, weil es unmöglich war, einen Führer zu bekommen. Ich führte deshalb die Leute hierher zurück, und ein böser Weg war es der häßlichen Aufstiege wegen."

Lager Adso, 30. September 1891: „Was ich

längst gefürchtet habe, ist eingetroffen; die Träger, von ihren Aufsehern geführt, haben den weiteren Vormarsch verweigert, und wir sind nun auf dem Rückmarsche. Hunger ist das dafür gegebene Motiv, und gewiß ist, daß die Leute einige Tage wenig zu essen hatten. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich die Rädelsführer einfach fortgejagt, einige Lasten geopfert und wäre weiter gegangen; da aber das Expeditionseigentum nicht mir gehört, so muß ich weichen. Wie ich an die Küste soll, nach solchem Vorfall, ist mir völlig unklar; es wird wohl auch nie dazu kommen."

Lager Kilidsi, 21. Oktober 1891: „Nahezu ein Monat ist vergangen, ein Monat voll Elend und Misere für mich. Und noch kein Ende! Wäre ich doch dazumal in Bagamoyo auf den Steinen geblieben! Wir sind langsam zu Chef Kiro Jsanga zurückmarschiert und daselbst vom 4. Oktober bis heute früh liegen geblieben, um den ‚hungrigen' Leuten Zeit zum Essen zu geben. Ein Versuch, meine früheren Leute an uns ziehen, mißglückte, da sie schon wieder an den See zurückmarschiert sind.——

„Schon seit Beginn des Monats haben wir keine Sonne mehr gesehen: Gewitter über Gewitter und sintflutliche Regen täglich und stündlich. Während unseres Verbleibens in Jsanga schlug der Blitz in eine dicht neben meiner Hütte stehende, von den Manyuema errichtete Flaggenstange, die er zerschmetterte, ohne zu zünden. Etwa drei Meter davon saß ich an einem Tische, kam aber mit der bloßen Erschütterung davon. Ich komme mir vor wie der ewige Jude — ich kann nicht sterben, obgleich ich es, Gott weiß, gerne wollte!"

Lager Pangotju, 22. Oktober 1891: „Beim Fouragieren ist einer unserer Träger, ein Manyuemamann, durch einen Pfeil in wunderbarer Weise verwundet worden; der Pfeil drang in die rechte obere Brust unter der zweiten Rippe ein, durchbohrte die Lungenspitze und kam krumm gedrückt neben der Wirbelsäule wieder heraus. Dabei kam der Mann anderthalb Stunden weit zu Fuß, sich verbinden zu lassen."

Lager Tschulinga, 26. Oktober 1891: „Im vorigen Lager hatten wir wegen sehr ungünstigen Wetters und Fehlens von Führern zwei Tage Aufenthalt. Gestern gab es vier Verwundungen durch Pfeilschüsse, eine sehr schwere, bei welcher der rechte Leberlappen durchbohrt wurde. — Ein äußerst beschwerlicher Waldweg längs der Berge hin brachte uns um acht Uhr in Grasland; hier wurden wir von allen Seiten von Eingeborenen angebrüllt und mit Vernichtung bedroht, wenn wir noch einen Schritt ins Land täten; ich ging aber weiter und lagerte — der Verwundeten halber — schon um zehn Uhr morgens hier in einem großen Dorfe, gerade wo gestern die Verwundungen vorfielen."

Lager Batani, 27. Oktober 1891: „In der Nacht ist der Mann mit dem Schuß in die Leber gestorben, und wir waren dabei, ihn zu begraben, als wir neuerdings beschossen wurden und Massen von Negern uns bedrohten."

Lager in den Hügeln, Walumba, 28. Oktober 1891: „Seit wir von Bukoba abgereist sind, hat es noch nicht aufgehört zu regnen, und ich wäre gespannt zu wissen, ob auch der Albertsee gestiegen

ist, oder ob nur der westliche Hang des Plateaus, also die Zuflüsse des Kongo, von diesem unaufhörlichen Regen profitieren. Das heutige Lager heißt Dinsele."

Lager in den Bangoro-Hügeln, 30. Oktober 1891: „Um zwei Uhr nachmittags nach tollem Regen ein recht heftiges und lange dauerndes Erdbeben, das uns förmlich schüttelte, dabei ein Geräusch, als stände man unter einem fahrenden Eisenbahnzuge. Abends Rückkehr der Leute, die meiner Ansicht nach nicht den rechten Weg gewonnen hatten. Vor uns soll guter Weg liegen.(?)"

Lager Banguema, Wawira, 31. Oktober 1891: „Von drei bis sechseinhalb Uhr morgens toller Regen, dann die Lasten verteilt, und am Schluß aller Leute ich fort um achteinhalb Uhr morgens. Weg zunächst sehr schlecht, grundloser Schlamm, dichtes Gestrüpp, gefallenes Holz, heulende Eingeborene, kranke und verwundete Träger — kurz, die ganze Misere des afrikanischen Reiselebens, die ein Uneingeweihter eben nicht ermessen kann."

Lager Battaibo am Duki-Fluß, 5. November 1891: „Drei Stunden Marsch durch Holzgras und über Felsen haben uns hierher in unser altes Lager gebracht und somit die Schleife unserer Reise geschlossen. Chef Bilippi kam mir entgegen und seine Leute bauen jetzt eine Hütte für mich, denn ich will einige Tage rasten. Drei Monate bin ich nun stets zu Fuß gegangen, und ich bin doch wohl zu alt, um nicht müde zu sein. Hoffentlich komme ich nun bald zur Ruhe."

Ebenda, 6. November 1891: „Es regnet hier gerade so unverdrossen wie bisher, und es scheint,

als ob wir von Ort zu Ort die Regenzeit mit uns trügen. — Neben allen Bitternissen der letzten Zeit ist mir heute eine Freude geworden; ich habe eine für die Wissenschaft neue, größere Katze aufgefunden, die in Europa Aufsehen machen wird. Sie lebt im Urwalde und wird von den Mawira Muaga genannt." —

Nun brachen in der Kolonne die Blattern in einem Maße aus, daß an Weitermarsch nicht mehr zu denken war. Emin selbst hatte stark an einer Wunde zu leiden, die sich aus einer vernachlässigten Hautabschürfung entwickelt hatte. So blieb die Expedition bei Madsamboni in Undussuma liegen. Dr. Stuhlmann machte am 24. November einen Abstecher an den Albertsee und war am 2. Dezember im Lager zurück.

Aus Emins Tagebuch: „3. Dezember, Donnerstag. — Zwei Todesfälle (Blattern), ein neuer Fall.

5. Dezember, Sonnabend. — Beschwerden der Eingeborenen über unsere Leute — begründet.

6. Dezember, Sonntag. — Heiliger Nikolaus, was bringst du mir? Wegen zunehmender Blindheit meteorologische Messungen einzustellen.

7. Dezember, Montag. — Dreizehn Blatternfälle. Dr. Stuhlmann aufgefordert, mit allen Gesunden, d. h. solchen, welche Blattern schon gehabt haben, abzumarschieren. Da er nicht wollte, in Aussicht gestellt, daß ich mich von heute ab als frei von allen Verpflichtungen betrachte. Zwei Stoffballen, eine Kiste Muniton, drei bis vier Soldaten, die Kranken sollen bleiben."

Das Schriftstück, mit dem Emin seinem Unter-

gebenen Dr. Stuhlmann den dienstlichen Befehl erteilte, mit dem Großteil der Mannschaft und Waren abzurücken, lautet: „Angesichts der Zunahme der herrschenden Blattern und der Abnahme der Lebensmittel im Lande ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren, ohne Verzug alle gesunden Träger und Soldaten, sowie die der Expedition gehörigen Güter zu nehmen und zunächst bis Tenge-Tenge vorzugehen. Ich selbst werde mit den Kranken, deren Angehörigen und einigen mir von Ihnen zur Bedeckung zugeteilten Soldaten hier bleiben, bis die Kranken gesunden, und wollen Sie mir zu diesem Zwecke zwei Kisten Stoffe, einige bunte Stoffe als Geschenke für die Ortschefs und eine Kiste Munitionen, sowie einiges Pulver für Vorderlader hier lassen. Sollten binnen einem Monate vom Datum Ihres Abmarsches keine Nachrichten von mir bei Ihnen angelangt sein, so wollen Sie ohne jeden Aufenthalt die Station Bukoba zu erreichen suchen und nicht auf unsere Karawane warten. Der Expeditionschef Dr. Emin."

Dieser Befehl ist die Großtat in Emins Leben. Diesmal sieht er den Tatsachen klar ins Auge, geht der Verantwortung nicht aus dem Wege, zieht reinlich und fest den Trennungsstrich zwischen sich und dem weißen Gefährten, wie zwischen Tod und Leben.

Am 10. Dezember 1891 um 7 Uhr morgens marschierte Dr. Stuhlmann ab und nahm, neben mancherlei Andenken und letztwilligen Verfügungen noch einen letzten Brief an Emins Schwester mit: „Madsambonis Ort Unjanyabo in Unduſsuma, 6. Dezember 1891. Meine Leute haben die

Blattern. — Dr. Stuhlmann geht mit den Gesunden und nimmt diesen Brief mit. Gott segne Euch alle. Halb blind, wie ich bin, wäre es unnütz, mir sofort zu schreiben; warte also, bis ein anderer Brief von mir kommt. Dein Bruder Emin."

Nun wieder das Tagebuch:

„24. Dezember, Donnerstag. — Wieder einmal alles betrunken: zu essen gibt es, zu trinken sehr viel, Frauen auch! Was fehlt also den Leuten! Nur Eingeborene lassen sich absolut nicht sehen. — Ein neuer Blatternfall. Es wird Zeit, daß ich an Stuhlmann sende. Merkwürdig genug, daß bis heute von ihm keine Nachricht eingelaufen ist. — Weihnachts-Abend: Hyänen graben unsere Toten aus, bis jetzt drei! Eine Menge Geier anwesend.

29. Dezember, Dienstag. — Die Hyänen haben neuerdings eine Leiche ausgegraben und weggeschleppt. Ob es mir auch so gehen wird? Heute von früh an alle Leute betrunken und so den ganzen Tag über.

31. Dezember, Donnerstag. — Rihan Aga mit den Leuten zum See, um Salz zu holen. Singema an Blattern erkrankt. Leute Katansis bringen meinen Tabak, ein kleines Bund für eine Opande! Verteilt. Wer ist nur Chef hier im Lande? — Das neue Jahr fängt nicht glänzend an. Ich will zur Feier eine Extra-Dosis Chloral nehmen.

5. Januar 1892. Seit einigen Tagen keine Hyänen; ob wohl Hyänen von Blatternleichen infiziert werden mögen?"

Aus einem Brief an Dr. Stuhlmann, vom 10. Januar: „Am 2. Januar hatte ich vierund-

zwanzig Kranke, von denen acht gestorben sind. Seit fünf Tagen endlich kein neuer Fall. — Die sechs Träger mit Uledi sind kaum imstande, sich selbst zu tragen, und Leute von hier für den Augenblick sind nicht zu erhalten. So will ich denn sehen, ob Katonsi hilft. Sie aber bitte ich auf jeden Fall nicht zu warten, sondern vorwärts zu gehen. — Schauen Sie an der Küste nach meinem Kinde! Behüte Sie Gott und reisen Sie glücklich! Ihr ganz ergebener Emin." Nachschrift vom 12. Januar: „Bitte die Kritzelei zu verzeihen! Ich sehe kaum, was ich schreibe; es regnet und ist dunkel. Kommen Sie nach Bagamoyo, so grüßen Sie mein Kind. Ihr ergebener Emin."

Am 19. Januar, unter anderem, eingehende zoologische Aufzeichnungen. Am 29. die Bemerkung: „Auch im Lande scheint jetzt die Krankheit einen weniger bösartigen Charakter anzunehmen und nicht mehr so viele Leute wegzuraffen wie früher. Es muß jedoch eine große Zahl von Opfern gefallen sein, und ich fürchte, daß die Krankheit noch für lange Zeit endemisch sein wird."

Um diese Zeit drohte, von den alten Offizieren angezettelt, eine Meuterei auszubrechen, eine getreue Wiederholung der Vorgänge von Laboré und Dufilé, nach Stanleys erster Ankunft. Doch kam es nicht zum Äußersten, da die Leute von der Küste sich zuverlässiger erwiesen. Im Tagebuch vom 28. Februar, Sonntag: „Abends hat Ramadan Aga Appell gehalten, bei welchem alle Soldaten ohne Ausnahme sich eingefunden haben." Auch diese Gefahr war abgewendet.

Nach Dr. Stuhlmanns Abmarsch und nach den

vielen Verlusten durch die Blatternepidemie war die Kolonne zu schwach, um selbst nur an den Rückweg nach Bukoba, geschweige denn an einen Durchbruch nach Westen, zum Kongo, denken zu können. Emin suchte und fand also Anschluß an arabische „Elfenbeinhändler". Er hatte mit drei Leuten zu tun: zunächst mit Ismaïli, dann mit Said bin Abid, endlich mit Kinena.

Am 8. März brach Emin mit endlich gewonnenen Trägern von Undussuma auf und kam am 12. in der Manyuema-Station bei den Pisgah-Bergen an. Dort gab es wegen Trägermangels neuen Aufenthalt. Den ganzen April über weist das Tagebuch immer wieder als einzige Eintragung das Wort „krank" auf, ohne nähere Angaben.

Welcher Art Ismaïli, der Gastfreund, war, geht daraus hervor, daß Emin ihn nur mit Mühe von einem Raubzug gegen Bukoko, auf englischem Gebiet, abbringen konnte. Emin erwähnt in seinem Tagebuch auch, daß in den Hütten hinter der Station zwei gefangene Frauen geschlachtet und gegessen wurden. —

Tagebuch, 27. April: „Ich bin recht müde, wäre es doch erst vorüber." — 9. Mai: „Endlich eine rote Maus gefangen! 25 Arten bisher mir unbekannter Vögel gesammelt, ein junges Krokodil geschossen."

Am 28. Mai konnte, nach mancherlei Schwierigkeiten, der Abmarsch nach Kilonga-Longa erfolgen, der Station des Elfenbeinhändlers Said bin Abid. Es ging sehr langsam vorwärts — zwei Kilometer in der Stunde. Emin machte genaue Routenaufnahmen.

Am 11. Juni: „Heute höchstens anderthalb Kilometer in der Stunde, viel Schlamm und Wasser, außerordentlich beschwerlicher Marsch über die Hochhügel."

Am 18. Juni war Ipoto bei Kilonga-Longa erreicht. Said bin Abid war auf einer Kriegsfahrt unterwegs, hatte einen Brief hinterlassen.

Tagebuch, 30. Juni: „Füße hoch geschwollen, rechte Hand zu jeder Arbeit unfähig; Augen halb blind oder dreiviertel, wozu dies Leben?"

Emins Leute waren elend entkräftet. Doch sie hielten bei ihm aus.

Tagebuch, 1. August, Montag. — „Zeitig fertig; zwei Lasten aufgenommen. Gewöhnliches Elend wegen Trägern, schließlich Razzia; Frauen gegriffen, in Eisen gelegt und Lasten verteilt. Kein Mensch außer Ismaïli zu sehen. Um 8^{48} Minuten früh abmarschiert; Ismaïli folgt mit sieben Lasten."

Es folgte ein furchtbarer Marsch durch Schlamm und Urwald. Hunger begleitete den Zug. Am 14. Oktober war Kinena erreicht, nach dem Hörigen des Großhäuptlings Kibonge genannt. An Kibonge wurden Boten abgesandt, um die Erlaubnis zum Betreten von Kibonges Station zu erwirken. Die Wartezeit verging in quälendem Hunger.

Die beiden letzten Eintragungen im Tagebuch: „22. Oktober, Sonnabend. — Kinena will nach Kirundu. Kibonge hat seine Weiber verkauft. Um zehn Uhr vormittags Ismaïli angekommen, um mich zu holen. Von Said Grüße; kein Brief, keine Provisionen!! Und das trotz hundert Ver-

sprechen. Muni Mhara will Krieg. Freundlicher Brief von Buana Kibonge, alias Hamadi bin Ali: ich möge bald kommen. — Fundi Mananti nach Stanley Falls.

23. Oktober 1892, Sonntag. — Dunkles Wetter seit 3 Tagen — hohe Aneroidstände."

Am gleichen Tage wurde Emin ermordet. Es erscheint symbolisch, daß der Kongostaat, um seinen Tod zu rächen, gegen die Araber zu Felde zog und sie, einen nach dem andern, als letzten Kibonge selbst, den Auftraggeber, zur Strecke brachte — aber auch ihr Gebiet in Besitz nahm.

Beim Falle Mangwés, der Hauptstadt Manyuemas, wurde ein Reisekorb mit Emins Tagebüchern und vielen sonstigen Schriften und Büchern vorgefunden, beim Falle Kassongos, der letzten starken Araberfeste, der Rest der Tagebücher.

Das Verhör der einzeln ergriffenen Mörder führte zur Ermittelung der Tatumstände bei Emins Ermordung. Sie sind grauenhaft eindringlich.

Das Tagebuch erwähnt am 22. Oktober einen „freundlichen Brief von Buana Kibonge: ich möge bald kommen". Zugleich mit diesem Geleitsbrief an Emin war aber ein anderer an Kinena gekommen, der den Tod des Paschas befahl. Kinena, Ismaïli und vier andere unterzogen sich der Aufgabe. Zunächst wurden Emins Leute in die Bananenfelder geschickt, die eine Stunde weit weg lagen. Dann erschien Kinena mit zwei Leuten, die sich unauffällig hinter Emin stellten und auf ein Zeichen seine Arme faßten und festhielten. Emin wehrte sich, wollte nach seinem Revolver greifen, der vor ihm auf dem Zelttisch lag. Vergebens. Kinena sagte

ihm: „Pascha, Ihr müßt sterben!“ — Auf die entrüstete Gegenfrage, wie er, ein Unfreier, eines weißen Mannes Tod verfügen dürfe, berief sich Kinena auf seines Lehensherrn Kibonge Befehl. Emin glaubte an ein Mißverständnis, das durch Hinweis auf Kibonges Brief an ihn aufzuklären wäre. Da hielt ihm Kinena, während er im Griffe Ismaïlis und Mambas reglos stand, Kibonges Geheimschreiben knapp unters Gesicht. Emin las sein Todesurteil und wehrte sich nicht länger: „Tötet mich — andere Weiße werden meinen Tod rächen.“

Darauf traten zu den beiden, die Emin gefaßt hielten, noch drei Helfer; sie legten den Pascha auf den Boden, je einer hängte sich an jeden Arm und jedes Bein, der fünfte bog ihm den Kopf nach hinten — Kinena aber zog ihm das Messer durch die Kehle. Später wurde der Kopf abgetrennt und als Beweis an Kibonge geschickt.

Es war der Tod eines Opfertiers. Erfüllung war dieser Tod, Sühne und Unterpfand.

Kein Mensch kennt Emins Grab.

Literatur-Verzeichnis

Georg Schweitzer, Emin Pascha, Berlin, 1898

Dr. Wilhelm Junker, Reisen in Afrika, 3 Bde., Wien, 1889

Henry M. Stanley, Im dunkelsten Afrika, 2 Bde., Leipzig, 1890

Henry M. Stanley und J. Mounteney Jephson: Emin Pascha und die Meuterei in Äquatoria, Leipzig, 1890

Major Gaetano Casati, Zehn Jahre in Äquatoria, 2 Bde. Bamberg, 1891

Vita Hassan, Die Wahrheit über Emin Pascha, 2 Bde., Berlin, 1893

Dr. Carl Peters, Die deutsche Emin Pascha-Expedition, München und Leipzig, 1891

Dr. Georg Schweinfurth und Dr. Friedrich Ratzel, Emin Pascha (Briefe), Leipzig

P. Aug. Schynse, Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika, Köln

Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, Berlin

Scott Keltie, Stanleys Briefe

Neuschaefer, Die Eroberung des Sudans durch die Engländer, Berlin, 1900

H. Jaeger, Die Stanleysche Expedition, Hannover-Linden, 1891

28°
30°
32°
34°
6°
4°
2°
0°
Amadi
Lado
Redjaf
Bedden
Wandi
Makraka
Kiri
Mupsi
Dufile
Mambetta
Yubu
Aswa
Nile
Albert Nyanza
Pt Bodo
Kibiro
Mpare
Mruli
Elgon B.
Uganda
Lindi
Butukku
Kirima
Volia
Kinena
Albert Edward Nyanza
Semliki
Ruwenzori
Victoria Nyanza
Vitshumbi
Kantanda
Kagera
Kilungulu
Bukoba
Kivu L.
Ruanda
Bussasi
Usambiro
Makolo
Mwanza
Ikasi I.
Kongo
Tanganyika See
Tabora
Ikonge
Ture
Munakia
nach Mpwapwa

C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen